Oramaïka.

Eine

Indianische Erzählung.

Jugend-Bibliothek.

Auswahl vorzüglicher Erzählungen für Kinder.

XI. XII.

Zweite Auflage.

Regensburg.

Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

1887.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Oramaïka.

Indianische Erzählung.

I. Kapitel.

In London.

Dichte Nebel stiegen über der Themse auf und vermehrten die Dunkelheit der Nacht, welche ihre langen Schatten über die Stadt London auszubreiten anfing. In einen weiten Mantel gehüllt, den breitverbrämten, hohen Hut über das Gesicht herabgezogen, eilte ein Mann rasch durch die ödesten Straßen der Stadt. Ein paar Schritte ihm voran, ging ein Weib, dessen halblaute Ausrufungen und vergeblich unterdrücktes Schluchzen allein die Stille der menschenleeren Räume unterbrach.

Nachdem sie eine Weile ihren schweigsamen Gang fortgesetzt, blieb sie vor einem niederen, unansehnlichen, durch die Zeit verwitterten Häuschen stehen. Matter Lampenschein erleuchtete ein Fenster des oberen Stockwerkes.

„Hier wohnt Mistreß Harley," sprach das Weib halblaut, öffnete die Thüre und holte Licht.

Als sie zurückkam, forderte sie ihren Begleiter auf, ihr zu folgen und beide stiegen eine finstere, enge Treppe hinauf. Ein fünfzehnjähriges Mädchen war den Ankommenden entgegengegangen, hatte sorgfältig die Thüre hinter ihnen verschlossen, und sich dann einem in der Ecke stehenden Bette genähert, dessen Vorhänge sie zurückschlug. Da lag eine noch junge Frau im letzten Kampfe; der kalte Schweiß stand auf der mit Totenblässe überzogenen Stirne, die erloschenen Augen und bleichen Lippen kündeten ihre nahe Auflösung an.

Beim Anblicke des Eintretenden jedoch schien sie neue Kraft zu schöpfen, ihr Blick drückte Zweifel und Verwunderung aus, als sie sich aber versichert hatte, daß keine Täuschung obwalte, glänzte ein Strahl der Hoffnung aus ihren Augen, sie faltete die Hände und sprach mit schwacher Stimme:

„O, Sie sind es, ehrwürdiger Vater O'Leary! Mit Sehnsucht erwartete ich Sie und hatte fast die Hoffnung aufgegeben, Sie zu sehen. O mein Vater! wie schreck-

lich ist die Nähe des Todes demjenigen, der über dem Grabe nur einen unerbittlich strengen Richter erblickt!"

„Seien Sie getrost," erwiderte der ehrwürdige Priester, „der Richter, den Sie mit Recht fürchten, ist für Sie noch der barmherzige Gott, ein Vater voll Güte und Langmut. Er will nicht den Tod Ihrer Seele, sondern Ihr ewiges Leben, zum Beweise, wie sehr er Ihr Heil verlangt, bewahrte er Ihr zeitliches Dasein bis auf diese Stunde, damit Ihnen Zeit gegeben werde, sich mit ihm im Schoße seiner Kirche zu versöhnen. Er wartet nur auf Ihr Bekenntnis und Ihre Reue, um Ihnen Vergebung zu erteilen."

Nach diesen Worten bedeutete Pater O'Leary dem Weibe, welches ihm zur Führerin gedient hatte, daß er allein mit der Kranken zu bleiben wünsche. Jenny, so nannte sie sich, gehorchte und nahm Mistreß Harleys Töchterchen Helena mit sich; sie traten beide ins Nebenzimmer.

„Du wunderst Dich wahrscheinlich, liebes Kind," sprach sie zu dem Mädchen, „über den Besuch bei Deiner Mutter. Ich will Dich darüber aufklären, denn es ist Mistreß

Harleys Absicht, daß Du zu Deinem eigenen Nutzen von allem, was Dir bisher Geheimnis blieb, unterrichtet werdest. Setze Dich nieder und höre mich an."

Jenny wollte fortfahren, aber heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme. Helene weinte mit ihr und es verstrich eine Weile, bis Jenny ihre tiefe Seelenbewegung niederkämpfend das Wort ergriff.

„Du weißt bereits, Helene, daß Deine Mutter gleich mir eine Französin ist, daß sie aber katholisch geboren und im katholischen Glauben erzogen ist, das ist Dir unbekannt. Seit langer Zeit fühlt sie die heftigsten Gewissensvorwürfe über ihren Abfall von der Kirche, als sie dazumal mit Deinem Vater Frankreich verließ, um ihren Aufenthalt in London zu wählen. Ihre letzte Stunde naht, sie will sich mit Gott aussöhnen und hat mir befohlen, ihr einen katholischen Priester zuzuführen."

„Ich erinnere mich wohl, daß dieser Herr uns nach meines Vaters Tode öfters besucht hat; wir wohnten unweit Westminster, aber ich hielt ihn nicht für einen katholischen Priester, sein Name sogar blieb mir unbekannt."

„Sprich nicht so laut, mein Kind," erwiderte Jenny, erschrocken um sich blickend, als könnten die Worte des jungen Mädchens die Mauern durchdringen.

„Was Du erfahren hast, darf nicht bekannt werden. Pater O'Leary hat viele Feinde im Parlament und wenn er sich ihren Fallstricken nach allen Seiten hin aussetzt, so geschieht es in heiliger Pflichterfüllung zur Stärkung der Schwachen und Bekehrung der Verirrten. Diesen edlen Zweck zu erreichen, muß er sich häufig verkleiden, Du hast wohl selbst bemerkt, daß nichts in seinem Anzuge den Priester des Herrn verkündet. Dank dieser Vorsicht war es ihm möglich, den Trost der Religion in viele Häuser, die ihm sonst verschlossen geblieben wären, zu tragen."

„Und Ihr, Jenny? seid Ihr auch katholisch," fragte das junge Mädchen, welches durch diese Mitteilungen ihren traurigen Gedanken auf kurze Zeit entrissen wurde. „Ich war es," seufzte Jenny tief; „aber unglücklicherweise folgte ich dem Beispiele Deiner Mutter, als ich in ihre Dienste trat. Gott hat uns streng bestraft, verräterische Freunde beraubten mich meines

Vermögens, und Deine Mutter, Helene, lebte noch vor wenigen Jahren im Wohlstande, Du weißt es, und jetzt . . .

Sie konnte nicht weiter reden; ihre Thränen flossen von neuem und benetzten Helenens Hände, die sie fest in den ihrigen hielt — beide schwiegen. Endlich rief sie Pater O'Leary ans Krankenbett zurück. „Komm her zu mir, mein Kind," sprach Mistreß Harley, ihr die Hand matt entgegenstreckend, „komm und danke Gott mit mir für die Erhörung meines Gebetes. Du siehst hier einen würdigen katholischen Priester; er hat mich in den Schoß der wahren Kirche, von der ich mich getrennt hatte, zurückgeführt. Ach, könnte ich Deine Erziehung neu beginnen, ich würde Dich verehren lehren, was Du geschmäht hast — aber Gott wird dafür Sorge tragen. Er hat sich der Mutter erbarmt; er wird auch das Kind nicht verlassen. Ja, Helene, von seiner Güte hoffe ich es, daß Du nicht auf dem falschen Wege, den ich Dich geführt habe, beharren wirst; bald sollst Du ihn verlassen. Dein Oheim muß nach unseren Gesetzen für Deine Erziehung sorgen, ich möchte Dich seiner Vormundschaft

entziehen, was ich aber nicht vermag, wird Gott thun. Nach meinem Tode wirst Du England verlassen, Jenny begleitet Dich, bis es dem ehrwürdigen Pater O'Leary gelingt, einen passenderen Aufenthalt als Deines Oheims Haus für Dich zu finden. O, mein Kind, vertrau' auf Gott, und vergieb Deiner unglücklichen Mutter." ...

Sie schwieg; ihre Tochter, von gewaltigem Schmerze ergriffen, sank ohnmächtig auf den Boden nieder; von Pater O'Leary unterstützt, trug sie Jenny aus dem Zimmer, und erwies ihr die zärtlichste Sorgfalt, während der Priester sich wieder zu Mistreß Harley verfügte. Als Helene zu sich kam, stand Pater O'Leary vor ihr und blickte sie mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes und inniger Teilnahme an.

„Ach!" sprach sie, „Sie bringen mir die Nachricht von dem Tode meiner Mutter!"

„Und ihren Segen. Ja, mein Kind, Gott hat sie aus diesem Jammerthale zu sich gerufen, sein Name sei gelobt! Deine Mutter ist gläubig gestorben; sie erkannte ihren Irrtum; noch vor ihrem Hinscheiden bat sie Gott für Dich, und wird nicht aufhören, am Throne seiner Barmherzigkeit

für Dich zu flehen. Gott wird Dich in keiner Lage Deines Lebens verlassen, wenn Du Dich mit Vertrauen seiner väterlichen Vorsehung übergiebst. Du wirst einige Zeit unter den Gegnern des wahren Glaubens leben müssen; ich will aber meines gegebenen Versprechens eingedenk sein, und einen anderen als den gesetzlichen Vormund für Dich auswählen; Ihnen, Jenny, hat Mistreß Harley ihre Tochter anvertraut: rufen Sie sich die Lehren Ihrer Kindheit ins Gedächtnis zurück und suchen Sie durch Eifer in Helenens Belehrung, durch Treue in der Abwehr von feindlichen Einflüssen die Vergebung Ihres eigenen Abfalles zu verdienen. Ich erwarte Sie morgen in der Kapelle, um Ihre Beichte entgegenzunehmen: vor Erfüllung dieser Pflicht dürfen Sie sich den Gefahren der langen Reise nicht aussetzen. Bringen Sie Helene mit. Bald nach Ihrer Ankunft in Amerika sollen Sie Nachricht von mir erhalten; bis dahin wünsche ich zu Ihrer und meiner Sicherheit, daß Sie mir beide das Geheimnis bewahren. Das weitere morgen."

Helene wollte antworten, fühlte aber nicht die Kraft dazu, sondern warf sich dem

Diener Gottes zu Füßen, um seine Hand zu küssen. Pater O'Leary gab ihr und Jenny den Segen, nahm seinen Mantel um und verließ das Haus.

Früh am anderen Morgen begleitete Helene die Leiche ihrer Mutter zu Grabe. Lange blieb sie im stummen, tiefen Schmerze an der Stelle knieen, welche die Überreste des teuren Wesens, das ihren Blicken auf immer entzogen war, einschloß. Ihre Augen waren rot, aber trocken und brennend heiß. Jenny mußte sie von dieser Trauerstätte hinwegführen, erst dann erleichterte ein Thränenstrom das gedrückte Herz der unglücklichen Waise.

„O meine Mutter! meine Mutter!“ rief sie, ihre Augen bedeckend, mit herzzerreißender Stimme, und ließ sich zur Kapelle führen, wo Pater O'Leary sie zu erwarten versprochen hatte.

Wie groß war ihr Schmerz, als sie erfuhren, daß der gute Pater in der Nacht verhaftet und in den dunkeln Kerker des Turmes geworfen worden sei! Tief gebeugt zogen sie sich zurück und lenkten ihre Schritte den Ufern der Themse zu, obwohl das Schiff, welches sie nach Amerika bringen

sollte, erst abends absegelte; dort bestiegen sie einen Kahn und ließen sich an Bord führen, woselbst ihre wenigen Habseligkeiten schon am Morgen hingebracht worden waren.

Ganz in sich versunken, sah und hörte Helene nichts. Der Schiffskapitän, dem Mistreß Harley ihre Tochter empfohlen hatte, versuchte es, einige tröstliche und teilnehmende Worte an sie zu richten, doch Helene konnte es nicht über sich gewinnen, ihm Gehör zu schenken. Endlich lief das Schiff in die weite See aus, und Helene erwachte zu neuem Lebensbewußtsein, der Tag verstrich, aber ohne daß sie es wagte, etwas Nahrung zu genießen. Zwei Tage später erkrankte Jenny, trotz der sorgsamsten Pflege ward ihr Zustand bald hoffnungslos. Den Augenblick benützend, wo sie sich allein mit Helene befand, sprach sie zu ihr: „Mein Kind, Du wirst die Reise ohne mich fortsetzen müssen, eine weit größere, die von der Zeit in die Ewigkeit, steht mir bevor. Ich beklage es tief, nicht mehr vor meinem Tode beichten zu können, aber ich hoffe mit Zuversicht, daß Gott in Ermangelung des Sakramentes meine Reue

ansehen und mich in seiner Barmherzigkeit aufnehmen wird."

In der nächstfolgenden Nacht starb Jenny, Helene beweinte sie wie eine treue Freundin, vielmehr wie eine zweite, von der Vorsehung ihr geschenkte Mutter, welche sie auf die Bahn des Heiles leiten sollte. In ihren Habseligkeiten fand sie ein kleines französisches Gebetbuch zum Gebrauche für Katholiken. Da sie von ihrer Mutter in dieser Sprache unterrichtet worden war, verbarg sie es sorgfältig und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne heimlich einige Seiten darin zu lesen.

II. Kapitel.

Die Kolonisten in Connecticut.

Unter den englischen Kolonisten, welche sich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in dem Teile von Amerika, der Neu-England genannt wird, niederließen, befand sich Herr Harley, Helenens Oheim. Er hatte die freundlichen Ufer von Connecticut zu seinem Aufenthalte gewählt, der

Hügel an seinem, aus Baumstämmen erbauten Hause, begrenzte einen dichten Wald und seine Besitzung umfaßte das in sanften Abhängen vom Gipfel des Hügels bis zum Flusse sich hinziehende Land. Am Ufer wuchsen in üppiger Fülle alle Arten von Wasserpflanzen, aber die breite Wiese, welche vom Hause zu den kleinen, dem Schutze der Pilger, so nannten sich die ersten Kolonisten, bestimmten Festungswerken führte, blieb frei davon. Weiterhin erstreckte sich eine öde Wildnis, aus der das Geheul der Raubtiere ertönte.

Herr Harley lebte seit einem Jahre in dieser anmutigen Gegend, als er eines Tages mit einem offenen Briefe in der Hand das bescheidene Wohnzimmer seiner Frau betrat, welche neben ihrem vierzehnjährigen Sohne sitzend, diesem einen Strick für seinen Bogen drehen half. Sie bemerkte sogleich die Beunruhigung im Gemüte ihres Gemahles, ohne aber weiter, als mit einem liebevollen Blicke nach der Ursache zu forschen.

Nachdem er zwei- bis dreimal im Zimmer auf- und abgegangen war und sich die unwillkürlich hervorbrechenden Thränen aus

den Augen gewischt hatte, sprach Herr Harley zu seinem Sohne:

„Geh' hinaus an die Thüre, lieber Wilhelm, und erwarte dort eine junge Indianerin, welche uns zugesendet wird. Du kannst sie bereits sehen, sie steht schon am Ufer und wird in wenigen Augenblicken hier sein.“ Wilhelm ging hinaus und Herr Harley reichte seiner Gattin den Brief. Der Gouverneur von Boston benachrichtigte ihn darin von Helenens Ankunft und dem Tode ihrer Mutter.

„Arme Frau!“ sagte Herr Harley, „schon lange litt sie am Heimweh, doch möchte ich fast glauben, daß ihre Leiden einen anderen Grund hatten. Es ist so schwer, den Überzeugungen, welche man gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, zu entsagen. Sie war im katholischen Glauben erzogen, und Du weißt, daß dieser lehrt, außer der Kirche sei kein Heil. Das war wohl die Grundursache ihres tiefen Kummers. Jedenfalls liebte sie alle Mitglieder ihrer Familie und verdiente wegen der edlen Eigenschaften ihres Herzens geliebt zu werden.

Hätte sie mir gefolgt, so wäre sie gleich

nach dem Tode ihres Mannes von England abgereiset; zu schwach, um das beträchtliche, von den Eltern geerbte Vermögen zu verwalten, hat sie es eingebüßt und ist nahezu im Elende gestorben. Dieses Unglück wird Helene sehr zu Herzen gehen, sie ist eine Waise, das Gesetz bestimmt mich zu ihrem Vormunde; ich will ihr zur Stütze und zum Troste dienen, und zweifle nicht, teure Martha, daß Du mich in dem Bestreben, ihr ein glückliches Los zu bereiten, unterstützen wirst."

„O mein Freund, Du weißt, wie sehr ich stets meine Nichte liebte, jetzt ist sie elternlos, ich will ihr mehr als Tante sein, sie soll in mir die verlorene Mutter wieder finden. Du wirst sie in Boston abholen, nicht wahr?"

„Ja, morgen reise ich dahin ab, nachdem ich für euere Sicherheit und Annehmlichkeit während meiner Abwesenheit Fürsorge getroffen haben werde; die Pflege der Kinder und die Besorgung des Hauswesens übersteigen Deine Kräfte, unser Freund, der Gouverneur, hat auf meine Bitte zwei indianische Dienstboten für uns gedungen. Ein junger Mann und seine Schwester. Diese ist schon eingetroffen, er wird bald

folgen. Sie besitzt, wie mein Freund schreibt, Eigenschaften, welche bei ihrem Volke selten angetroffen werden, versteht und spricht unsere Sprache, die sie von einem lange in Gefangenschaft bei ihrem Volksstamme lebenden Engländer gelernt hat. Das erwarb ihr die Aufmerksamkeit unserer, mit den Pequoden verkehrenden Landsleute, denen sie, ungeachtet ihrer Jugend, sie zählt erst fünfzehn Jahre, als Dolmetsch diente. Sie ist die Tochter eines Häuptlings der Pequoden; als dieser blutdürstige Volksstamm vertrieben und ausgerottet wurde, ward sie mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und anderen Gefangenen nach Boston gebracht. Der Gouverneur kaufte sie los, die unglückliche Mutter aber starb vor Kummer und nun sollen ihre beiden Kinder zu uns kommen."

In diesem Augenblicke öffnete Wilhelm die Thüre des Wohnzimmers und führte die junge Indianerin ein. Sie blieb an der Schwelle stehen, den Blick auf den Boden geheftet, während ihre neuen Gebieter sie aufmerksam und prüfend betrachteten. Ihr Wuchs war schlank und biegsam, ihre Erscheinung anmutig. Die Freiheit und

Würde ihrer Bewegungen, durch Bescheidenheit zwar gemäßigt, verrieten das innere Bewußtsein höherer Abkunft. Obgleich ihr Angesicht die unterscheidenden Merkmale ihrer Abstammung trug, mußte sie selbst in den Augen des Europäers schön erscheinen. Sie besaß regelmäßige Züge, blendendweiße Zähne; in dem würdevollen Blicke sprachen sich Ernst und tiefe Niedergeschlagenheit aus; man glaubte darin ihre hohe Geburt und ihr trauriges Schicksal zu lesen. Sie trug gegen die Sitte der Indianerinnen von Massachusett das Haar auf der Stirne gescheitelt, in Zöpfen geflochten und durch einen aus schwarzen Federn und Ringen von geschliffenem Bein gewundenen Kranz befestigt. Ein Damhirschfell in Form einer Weste, am Halse mit einer künstlich gearbeiteten Schnur gebunden, umschloß ihre Gestalt, von ihren Schultern fiel ein Mantel von purpurrotem Tuche in anmutigen Falten auf die entblößten Arme herab: Mantel und Rock vom selben Stoffe waren wahrscheinlich einem englischen Warenhändler abgekauft. Den Schluß des graziösen, obwohl etwas phantastischen Anzuges bildeten Gamaschen, welche sie statt der Strümpfe

trug und die mit Glasperlen verziert waren. Herr Harley betrachtete sie mit einem gemischten Gefühle von Teilnahme und Neugierde; bald aber wendete er sich wieder ab, stützte den Kopf nachdenklich auf die Kaminplatte und gedachte des Gegenstandes, welcher sein Gemüt so tief ergriffen hatte.

Seine Gattin sprach nun herzlich zur Indianerin. „Sei willkommen bei uns, mein Kind! Wie heißest Du?" „Oramaïka," erwiderte die junge Wilde kopfnickend. „Gott erweiset Dir wohl eine große Gnade, indem er Dich einem wilden Volksstamme entreißt, um Dich in eine christliche Familie zu versetzen."

Oramaïka schien den Sinn dieser Worte nicht zu fassen; wenigstens antwortete sie nicht.

„Nun erwiderst Du nichts?" rief eine alte Dienerin eintretend.

„Ruhig, Nancy!" sprach Wilhelm, sie mit der Spitze seines Bogens berührend.

Strahlend wie der Blitz eine dunkle Wolke durchbricht, trafen jetzt Oramaïkas Augen die alte Nancy, dann wendeten sie sich auf Wilhelm und füllten sich mit Thränen.

„Beruhige Dich, Oramaïka," sprach Mistreß Harley, „Dein Dienst in unserem Hause

wird kein beschwerlicher sein; bald wirst Du unserem civilisierten Leben, das wohl auch nicht ohne Leiden ist, den Vorzug vor deinem Treiben in der Wüste geben. Die wilden Sitten Deines unstäten Volkes unterscheiden sich wenig von der Art der Füchse und Wölfe."

Oramaïka wollte antworten, und ihre Erwiderung im Einklange mit den Gedanken ihres Herzens hätte Mistreß Harley ohne Zweifel verletzt; sie schwieg und Wilhelm ergriff das Wort.

„Du vergissest, liebe Mutter, daß die Indianer, bis in ihren letzten Zufluchtsstätten verfolgt, die List des Fuchses anwenden müssen, und die ihnen zugefügten Leiden sie zur Grausamkeit des Wolfes antreiben möchten."

„Du hast recht, mein Sohn," erwidert Mistreß Harley, welche durchaus keine verletzende Absicht mit einer Äußerung von unbestrittener Wahrheit verband.

„Du hast eine lange, ermüdende Reise zurückgelegt, mein Kind, nicht wahr?" fragte sie Oramaïka.

„Mein Fuß ist vertraut mit den Wegen des Waldes. Der Hirsch ermattet nicht auf

den Höhen und der Vogel nicht im raschen Fluge durch die Luft."

Diese Worte wurden so wehmütig gesprochen, daß sie alle Umstehenden wie Trauerklang ergriffen. Nancy wollte reden, aber ihre Gebieterin bedeutete ihr, an das Thor zu gehen, um zu sehen, wer der Fremde sei, den Johann dem Hause zuführte.

Bald darauf trat Johann, der vertraute Diener Herrn Harleys, ein, mit der Miene eines Mannes, der die wichtigsten Eröffnungen zu machen hat. Ein Indianer von hohem Wuchse folgte ihm und hielt eine Art Börse von Damhirschfell in der Hand.

„Nun, Johann, bist Du wieder zurück. Wie steht es? werde ich einen Führer und die mir notwendigen Leute zur Reise erhalten?"

„Ja, gnädiger Herr, und gerade recht habe ich es getroffen — denn es sollte unverzüglich ein Bote an den Gouverneur abgeschickt werden."

„Weshalb?"

„Ich würde Euer Gnaden gern Bescheid geben, wenn ich nicht fürchtete, bei der gnädigen Frau anzustoßen, die sich wohl nie an die seltsamen Gebräuche Amerikas gewöhnen wird."

Herr Harley ersuchte seine Gattin, sich mit Nancy zurückzuziehen; diese wollte Oramaïka mitnehmen, Herr Harley aber mißbilligte es, und die Indianerin verblieb.

III. Kapitel.

Die Abreise.

„Euer Gnaden wissen wohl,“ hub Johann an, „daß hier zu Lande den Leuten die Haut vom Schädel abgezogen, wie in England der Bart geschoren wird.“

„Die Haut vom Schädel! erkläre Dich Johann, ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst.“

Unterdessen hatte der Indianer, gleichsam zur näheren Erläuterung der Rede Johanns, seine Börse aufgezogen, und ein Stück vertrockneter Haut, an welcher noch einige Büschel Haare hingen, herausgenommen. Das Gesicht des Wilden strahlte von grimmiger Siegesfreude, er betrachtete seine Trophäe mit scheußlichem Lächeln und schwang sie hoch in Herrn Harleys Gegenwart unter Ausrufungen, welche zwar allen unverständ-

lich blieben, aber den Ausdruck grausamster Roheit trugen.

„Warum hast Du den Elenden hierher geführt?“ sprach Herr Harley in zorniger, verächtlicher Weise zu seinem Diener.

„Ich habe nur den Befehlen des Herrn Kommandanten Thomson gehorcht. Was Euer Gnaden hier sehen, ist freilich ein schrecklicher Anblick für einen Christen, aber der Indianer muß diese Haut nach Boston tragen, um den Lohn dafür zu empfangen.“

„Welchen Lohn?“

„Den, welcher für die Schädelhaut eines der ersten Pequodenhäuptlinge ausgesetzt ist.“

Bei diesen Worten stieß Oramaïka einen gellenden Schrei aus, als werde ihr Herz durchbohrt. Sie stürzte auf den Wilden los, ergriff die Hand, welche das gräßliche Siegeszeichen trug, und rief mit verzweiflungsvoller, halberstickter Stimme:

„O mein Vater Corambo!“

„Gieb ihr, um Gottes willen, gieb ihr, was sie verlangt,“ schrie Wilhelm, im innigsten Mitleid über Oramaïkas Unglück seines Vaters Gegenwart vergessend, und auf den Indianer losstürmend.

„Sachte, sachte, Herr Wilhelm,“ sprach

Johann; „das ist nicht Corambos Schädelhaut: es ist die seines Freundes, der im Walde, wo er sich verborgen hielt, entdeckt wurde.“

Oramaïka ließ die Hand des Wilden los, und fragte ihn, sobald sie wieder Kraft erlangt hatte, in ihrer Muttersprache:

„Mein Vater! . . . Mein Vater! lebt er noch?“ „Ja, er bewohnt den Wigwam*) des Häuptlings der Mohawks.“

Oramaïka verzog die Augenbrauen, schwieg einen Augenblick, als berate sie sich mit sich selbst, machte ihr Armband los, gab es dem Indianer und sagte:

„Durch Deine Hoffnung auf Jägerglück, auf Sonnenschein über Deinem Wohnorte, auf die wonnereiche Anschauung des Großen Geistes in der Stunde Deines Todes, befiehlt Dir Oramaïka, dieses Pfand ihrem Vater zu bringen, sage ihm, daß seine Kinder Sklaven im Hause seiner Feinde sind. . . .

Sie hielt inne und fuhr nach einigen Augenblicken fort:

„Aber wem vertraue ich? dem Mörder

*) Hütte.

von meines Vaters Freunde? dem, der sich rühmt, ihm das Leben genommen zu haben?"

„Fürchte nichts," erwiderte der Indianer und schloß die Haut wieder in seine Börse ein, „Dein Wunsch soll erfüllt werden. Derjenige, von dem ich einige Überreste bei mir trage, war gleich einem fremden Baume in unserem Walde, mit tiefeindringenden Wurzeln und stolzem, über die höchsten Äste sich erhebendem Wipfel, dessen Schatten uns zu erdrücken drohte; ich habe ihn gefällt. Zu den Meinigen kann ich nicht mehr zurückkehren, sie würden seinen Tod an mir rächen; doch beruhige Dich, Oramaïka, Dein Auftrag soll treu erfüllt werden."

Herr Harley beobachtete die Unterredung, deren Sinn ihm verborgen blieb, mit Unruhe und Mißbehagen, und setzte ihr ein Ziel durch die Aufforderung an seinen Sohn, Oramaïka in ein anderes Zimmer zu führen. Er entließ darauf den Indianer mit tiefem Bedauern über die schmählichen Rücksichten, welche seine Brüder zur Übertretung der Grundgesetze des Christentums veranlaßten.

Am Abende des nämlichen Tages langte Manoko, Oramaïkas Bruder, an. Thränen

flossen über die Wangen des jungen Mädchens, als sie ihn am Eingange des Hauses erblickte, sie zog ihn auf die Seite, um mit ihm zu reden. Mistreß Harley folgte ihren Bewegungen mit prüfendem Blicke und konnte sich dunkler Ahnungen nicht erwehren; schreckhafte Vorstellungen bemächtigten sich ihrer Phantasie und sie eilte, sie ihrem Gemahle mitzuteilen.

Herr Harley bestrebte sich vergebens, sie zu zerstreuen; seine Gattin schloß sich mit ihren Kindern ein, nur Wilhelm blieb bei seinem Vater, der ihn später beauftragte, ihm Manoko, dessen Gesinnungsart er auszuforschen wünschte, zuzuführen.

Der junge Wilde antwortete nur kurz auf die ihm gestellten Fragen, doch verriet sein edles, würdevolles Benehmen nichts, was nachteilig auf sein Inneres hätte schließen lassen; Herr Harley beeilte sich, seine Gattin über die günstige Meinung, die er von ihm gefaßt, zu unterrichten.

„Was Du mir sagst,“ erwiderte Mistreß Harley, „stimmt ganz mit dem Bilde überein, das ich mir von Oramaïka gemacht habe, und doch empfinde ich eine namenlose Angst bei dem Gedanken an unsere baldige

Trennung. Arme Kindlein! was wird aus euch werden? Wird euere Mutter euch vor den Angriffen jener grausamen Horden, die sie mehr als die wilden Tiere des Waldes fürchtet, schützen können?"

Bei diesen Worten drückte sie die jüngsten Kinder an ihr Herz, als wollte man sie ihr entreißen.

„Wir stehen in Gottes Hand," sprach Herr Harley. „Die Vorsehung beschütze uns!"

Mehr konnte er nicht sagen, mit gesenktem Blicke verließ er das Zimmer, suchte seinen Sohn und Johann auf, um die nötigen Vorkehrungen zur Reise zu treffen und dadurch die düsteren, ihn betrübenden unwillkürlichen Gedanken zu zerstreuen.

In der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der Mistreß Harleys Besorgnisse erhöhte, das Geheul der Wölfe verband sich mit dem Brausen des Windes zu einem gräßlichen Getöse, bald sah sich Mistreß Harley den Raubtieren preisgegeben, bald glaubte sie das Kriegsgeschrei der Wilden zu vernehmen.

Bei Tagesanbruch hatten sich die Wolken zerstreut, der Wind gelegt, Stille war dem tobenden Ungewitter gefolgt. Herr

Harley versammelte seine Reisegefährten vor dem Hause, damals war eine noch so kurze Entfernung von der Heimat nicht ohne bedeutende Gefahren. Auch seine Gattin fand sich ein, ihre Augen schwammen in Thränen, und ihre Züge verrieten ihre innere Bestürzung.

„O mein teurer Gemahl,“ sprach sie, ihn umarmend, „gebe Gott, daß sich meine Ahnungen nicht erfüllen! mir ist's, als sagte ich Dir das letzte Lebewohl. Seit gestern finde ich keine Ruhe, immer stehen die gräßlichen Gestalten der Indianer, welche unsere Waffen von diesen Ufern weit vertrieben haben, deren Blut sie aber oft gerötet hat, vor mir. Ihre Rache ist fürchterlich, und wer weiß, ob sie nicht Deine Abwesenheit benützen, um Wiedervergeltung zu üben.“

„Warum bekümmerst Du Dich so sehr? Ist nicht die Festung nahe? Und vermag Gott nicht Dich und unsere Kinder ohne die Hilfe meines Armes zu schützen? Eine heilige Pflicht ruft mich auf kurze Zeit von euch ab; aber ich hinterlasse euch treuergebene Diener, welche die blinde Wut der Feinde, wenn sie es wagen sollten, euere Einsamkeit zu stören, nicht fürchten werden.“

Diese Worte vermochten nichts über Mistreß Harleys Thränen; ihr Gemahl mußte sich ihrer Umarmung entziehen, um von seinen Kindern zärtlichen Abschied zu nehmen. An Entbehrungen und Aufopferungen zwar gewöhnt, erfüllte ihn doch dieser Anblick mit tiefer Wehmut, er wandte sich ab, um seine Trauer zu verbergen, nahm Wilhelm auf die Seite und sprach:

„Ich übergebe Dir, mein Sohn, die Sorge für Deine Mutter und Geschwister; Du hast Mut und wirst, davon bin ich überzeugt, vor keiner Gefahr, wenn es das Leben Deiner teuren Angehörigen gilt, zurücktreten.“ Darauf gab er seinem Führer und den übrigen Gefährten ein Zeichen, daß er reisefertig sei, sie stiegen den Hügel hinab und verschwanden bald hinter den dunkeln Pfaden des Waldes.

Als Wilhelm seine Mutter heimgeführt hatte, trat Oramaïka, welche der letzten Unterredung Herrn Harleys mit seiner Gemahlin gefolgt war, ein, und wandte sich an Wilhelm mit den Worten:

„Ich kenne die Urheber der Leiden meiner Freunde, es sind die Engländer. Wie es aber unter uns Menschen giebt,

welche nutzlose und ungerechte Grausamkeit mit erlaubter Rache verwechseln, so giebt es auch unter den Engländern solche, denen die Vergießung unschuldigen Blutes widersteht; Dein Vater gehört zu diesen. Darum wird der alte Pequodenhäuptling nicht an ihm, wohl aber an denen Rache üben, die meinen Bruder und mich entführt haben und Ursache sind, daß meine Mutter vor Gram gestorben ist."

Diese Worte blieben nicht ohne Eindruck auf Mistreß Harley, als aber ihr Sohn sie anblickte, schüttelte sie traurig das Haupt zum Zeichen, daß sie ihnen wenig Glauben schenke. Wilhelm versuchte es nicht, sie zu trösten, sondern verließ das Zimmer, während Oramaïka zu ihrem Bruder und den übrigen Dienstboten zurückkehrte.

IV. Kapitel.

Eine Hexe.

Unweit Rama*), so nannte Herr Harley seinen Wohnort, lebte eine alte Indianerin, die letzte fast aus einem den Pequoden befreundeten Stamme. Nach der Ausrottung ihres Volkes irrte sie eine Zeit lang an den Ufern Connecticuts umher und wählte endlich ihren Aufenthalt am Saume des Waldes, der nach einer Seite hin, wie wir schon gesagt haben, Herrn Harleys Besitzung begrenzte. Sie pflegte der kleinen Kolonie wilde Brombeeren und Kräuter zu bringen, wofür sie entgegen kleine Geschenke erhielt.

Caraina stand in unheimlichem Rufe, sie galt für eine Hexe, und die ehrfurchtsvolle Scheu, welche ihr hohes Alter und ihre schweren Leiden ihren wenigen, der allgemeinen Vernichtung entgangenen Landsleuten einflößte, bestärkte alle Zeugen davon in dieser Meinung. Die Familie Harley

*) Erhöhter Ort. Dieser Name war mehreren Orten Palästinas eigen.

teilte diese niedrige Furcht nicht, nur die kleineren Kinder, welche häufig gehört hatten, daß Caraina die wildesten Tiere bezaubere und mit Schlangen und Tigern spiele, hatten für sie einen mit Furcht gepaarten Respekt, und hätten sich den Mut gewünscht, ihre Hütte, deren Schwelle sie nicht zu betreten wagten, und welche wunderbare Dinge enthalten sollte, zu besuchen. Am Vorabende des Tages, an welchem Herr Harley zurückerwartet war, erschien sie wie gewöhnlich in Rama, schloß ihren Tauschhandel, zog sich aber nicht wie sonst zurück, sondern blieb im Wohnzimmer vor Mistreß Harley stehen und heftete ihre Blicke starr auf sie. Im ersten Augenblicke achtete jene nicht darauf; das Haupt über ihrem jüngsten, in ihren Armen schlafenden Kinde geneigt, schien sie seinem sanften Atemzuge zu lauschen und ganz in ihr Mutterglück versunken, sich den süßesten Hoffnungen zu überlassen. Als aber ihr Auge dem durchdringenden Blicke der alten Wilden begegnete, zog eine düstere Wolke über die strahlenden Bilder, welche sich ihr Herz von der Zukunft entwarf. Die Augenbrauen der Indianerin waren zusammen-

gezogen, ihre Lippen verbissen, und die tiefliegende dunkle Wimper glänzte wie die im Grase verborgene, auf Beute lauernde Schlange.

„Nun, Caraina, warum siehst Du mich so an?“

Die Alte antwortete in ihrer Muttersprache in gedrängten, undeutlichen Worten.

„Was spricht sie, Oramaïka?“ fragte Mistreß Harley das junge Mädchen neben ihr, welches mit ungewöhnlichem Interesse zuhörte.

„Sie sagt, gnädige Frau, daß Ihr Kind einer Blume gleicht, die ihren Kelch den ersten Sonnenstrahlen öffnet, und daß es glücklich zu preisen wäre, wenn es jetzt schon vom Großen Geiste aufgenommen würde, weil die Welt ein wilder Ort, voll spitziger Steine, tiefer Gewässer und düsterer Wolken ist.“

„O! nicht so erscheint die Welt denen, welche in der Kraft der Jugend stehen! Sehet meinen Wilhelm, Caraina.“

Bei diesen Worten ging Wilhelm am Fenster vorüber, seine Wangen glühten von der Jagdanstrengung und triumphierend hielt er die mit Wildbret gefüllte Tasche empor.

„Sieh', wie sein Gesicht vor Freude strahlt! Ihm lächelt jeder Tag; alle seine Wege sind eben."

„Ach!" seufzte die Alte tief aus innerem Herzensgrunde, „ich hatte auch Söhne und Enkel, wo sind sie jetzt? . . .

Sie sprangen so leichtfüßig auf dem Rasen umher, wie der junge Herr da, nun sind sie gefallen wie die Bäume des Waldes, unter dem Beile der Engländer.

Von meinem ganzen Volke ist nur einer meines Geblütes übrig. Oft und oft, wenn der Sturmgeist mein Wigwam umbraust, glaube ich die Stimmen meiner Kinder zu mir um Rache schreien zu hören — dann könnte ich selbst den tödlichen Streich führen."

Caraina sprach in leidenschaftlicher Aufregung mit drohender Gebärde; obgleich Oramaïkas sanfte Stimme ihre Worte vermittelte, so steigerten sie doch in Mistreß Harley die Angst, welche ihr Ton und Blick des alten Weibes eingeflößt hatten. Instinktartig entfernte sich die Engländerin von ihr und schloß ihren Liebling inniger an ihre Brust.

„Nein, nein," sprach Caraina, „fürchte nichts von mir, Du hast nicht die Hände

in das Blut meiner Kinder getaucht; von Dir habe ich Gutes empfangen. Deine Decken haben mich erwärmt, Du hast mich von Deinem Tische gespeiset, aus Deinem Becher habe ich getrunken. . . . Und dieser Arm," bei diesen Worten warf sie die Decke zurück und entblößte den hageren, zitternden Arm, „könnte er wohl das Werk der Rache vollführen?"

Sie schwieg, sah mit verstörtem Blicke um sich und heftete ihn dann wieder auf Mistreß Harley und ihr Kind.

„Sie haben unsere Wohnungen nicht verschont. Dort, wo die ernste Stimme der Greise und das frohe Gelächter der Kinder erscholl, herrscht jetzt die Stille des Grabes, unsere schönen Wälder sind verwüstet. Ich kann Dir weder schaden noch nützen. Wenn aber die Racheflut ein Land überzieht, reißt sie alles mit sich fort; der zarte Sprößling wird mit dem Mutterstamme, der ihm Nahrung und Schatten bot, zermalmt."

„O gnädige Frau," rief Nancy, eintretend, „warum gestatten Sie dieser alten Hexe solche Worte. Sie ist eine, und thäte die Regierung ihre Pflicht, wäre sie längst in den Händen der Gerechtigkeit."

„Schweig' still, Nancy!" erwiderte Mistreß Harley, voll Besorgnis, daß Caraina die Worte ihrer Dienerin verstehen und in Wut geraten könnte.

Caraina setzte ihr unverständliches Gemurmel noch eine Zeit lang fort und verließ dann, ohne zu grüßen oder auch nur aufzusehen, das Zimmer.

Mistreß Harley bemerkte, daß sie eine schmale Rolle zu ihren Füßen hatte fallen lassen. Sie hob sie auf, und fand in einer Klapperschlangenhaut einen Ring derselben und eine in Blut getauchte Pfeilesspitze. Es war ihr bekannt, daß die Wilden häufig durch Zeichen sprechen, sie wollte also Oramaïka, welche in allen Gebräuchen ihres Volkes bewandert war, nach der Bedeutung der gefundenen Gegenstände fragen.

Oramaïka war verschwunden; Nancy hatte mit Eifersucht die gute Aufnahme der jungen Indianerin im Hause wahrgenommen und ergriff diese Gelegenheit, den Gefühlen ihres Herzens freien Lauf zu lassen.

„Schade, daß dieses liebenswürdige Kind sich gerade in dem Augenblicke entfernt, wo seine Gegenwart zum ersten Male etwas nützen könnte," sprach sie spöttisch.

„Rufe Oramaïka zu mir,“ gebot Mistreß Harley in einem Tone, der jede andere zum Schweigen gebracht hätte, aber Nancy ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich will wohl gehorchen, gnädige Frau, wenn ich sie nur finde. Aber dazu gehört fast übermenschliche Kraft, denn sie flattert wie ein Schmetterling von einem Orte zum anderen, wenn sie nicht in Herrn Wilhelms Garten arbeitet, oder ihm den Unsinn vorschwätzt, den sie von den alten Weibern ihres Volkes gelernt hat; für den jungen Herrn scheint sie eine besondere Vorliebe zu haben, seitdem er sich zu ihrem Verteidiger aufgeworfen hat. Aber da ist sie ja,“ rief sie zum Fenster hinausschauend, „sie spricht mit Caraina am Eingange des Waldes, ich sehe ihre Köpfe über die jungen Eichen emporragen . . . wie schrecklich sind ihre Gebärden! Sehet — Oramaïka wendet sich heimwärts und die Alte hält sie zurück. . . .

Sie scheint Caraina flehentlich zu bitten. . . . Diese schüttelt den Kopf. . . . Oramaïka bedeckt ihr Angesicht. . . Was soll das bedeuten? Nichts Gutes wahrhaftig. Oramaïka ist beständig auf dem

Wege zur Hütte der Alten, sie geht sogar nachts beim Mondschein zu ihr, und Euer Gnaden wissen wohl, daß sich die Hexen um diese Zeit zum Sabbat vereinigen. . . Ach! das Sprichwort ist richtig: Gleich und gleich gesellt sich gern. Ich muß gestehen, gnädige Frau, daß, wenn Herr Wilhelm mein Sohn wäre, ich ihn lieber in der Löwengrube oder im glühenden Feuerofen, als mit dem verfluchten Abkömmling einer Menschenrasse verkehren sähe, welche mit dem bösen Geiste in Verbindung zu stehen scheint."

„Nancy, Deine Zunge kennt kein Maß. Höre auf mit Deinem einfältigen Geschwätz und rufe Oramaïka."

Widerstrebend gehorchte Nancy, und erwartete die junge noch nicht heimkehrende Indianerin am Eingange des Hauses, sie wagte es nicht, ihr entgegenzugehen. Endlich verabschiedete sich diese und schritt langsam dem Hause zu. Nancy erfüllte zwar ihren Auftrag, aber in so seltsam auffallender Weise, daß das junge Mädchen lange dem Rufe zu folgen zögerte. Wilhelm mußte sie an der Hand zu seiner Mutter führen.

Mistreß Harley, durch die sichtbare Veränderung in ihren Zügen überrascht, wagte es nicht, sie auszufragen.

V. Kapitel.

Die geheimnisvolle Drohung.

„Oramaïka," sprach Wilhelm, „meine Mutter wünscht einige Aufklärungen von Dir zu erhalten."

„Ja, mein Kind, „fuhr Mistreß Harley fort, „Du sollst mir die Bedeutung euerer Zeichensprache erklären, und ich hoffe, daß Du darin so aufrichtig gegen mich sein wirst, als ich stets gegen Dich war."

Das junge Mädchen trat näher und benetzte die Kniee ihrer Gebieterin mit Thränen.

„Sie waren aufrichtiger gegen mich, Sie haben so gut gegen mich gehandelt, wie des Vogels Weibchen, wenn es das fremde Vöglein in seinem Neste beherberget."

„Dann, Oramaïka, wirst Du mir gewiß die Bedeutung der Rolle, welche Caraina

zu meinen Füßen fallen ließ, nicht vorenthalten, vorausgesetzt, daß sie für mich und die Meinigen von Wichtigkeit ist."

Beim Anblicke der Rolle erbebte Oramaïka, Totenblässe bedeckte ihr olivenfarbiges Gesicht; sie ergriff die Rolle und schloß die Augen, ihre Hände zitterten, sie schien bewußtlos zu werden.

Nach längerem Kampfe mit widersprechenden Gefühlen sprach sie ruhig und leise:

„Was ich entdecken darf, ohne meines Vaters Fluch auf mich zu laden, werde ich sagen; mehr aber gestattet der Große Geist nicht. Das," sprach sie, die Schlangenhaut von der Stelle bewegend, „bedeutet die Nähe eines unsichtbaren Feindes. Der Ring, wie Sie wissen, die vor der nahenden Gefahr warnende Stimme; und das hier," fuhr sie fort, den Pfeil mit zitternder Hand ergreifend, „ist das Zeichen des Todes."

„Und wozu sendet man mir diese drohenden Zeichen? Kennst Du den Feind, der mir Gefahr bringt, die Falle, die mir gelegt wird?"

„Ich habe alles, was mir zu sagen erlaubt war, gesagt. Mein Vater würde den Fluch über mich aussprechen, wenn ich . . ."

„Dein Vater! Hast Du mir nicht gesagt, daß er zwischen denen, welche Blut vergießen, und anderen, die nur Wohlthaten zu spenden verlangen, zu unterscheiden wisse? Hast Du Ursache, gegen uns zu klagen?"

„O nein, mein Vater aber scheint Ihre Güte gegen uns nicht zu kennen."

Mistreß Harley setzte das Verhör ohne befriedigenden Erfolg fort. Oramaïka wich allen Fragen aus und schien doch im nächsten Augenblicke ihr Geheimnis nicht länger bewahren zu können.

In der Hoffnung, daß diese Charakterfestigkeit später den Eingebungen eines dankbaren, aufrichtigen Herzens weichen würde, entließ sie Mistreß Harley.

„Suche, mein Sohn, durch Deinen Einfluß von diesem Kinde alles zu erfahren, was ihr Caraina mitteilte," sprach sie zu Wilhelm.

„O liebe Mutter, Du machst Dir unnötige Sorgen. Caraina ist eine Närrin und Oramaïka nicht viel gescheiter."

„Sie treiben aber keinen Scherz mit uns; die Zeichen kommen von Corambo, und wie seine Tochter richtig bemerkt, mag

er von unserem Verhältnisse zu seinen Kindern nichts wissen."

„Glaubst Du denn, liebe Mutter, daß uns Oramaïka eine wirkliche Gefahr verbergen würde? doch ich will mit ihr reden."

Wilhelm traf die Indianerin an der äußeren Thürschwelle zusammengekauert. Sie schlug, sich abwendend, die Augen nieder.

„Das ist nicht recht von Dir, Oramaïka, Du hast meine arme Mutter betrübt."

„Nicht bloß warnen, retten möchte ich sie, eines habe ich gethan; vielleicht gelingt mir das zweite auch."

„Es besteht also wirklich Gefahr?"

„Oramaïkas Mund kennt die Lüge nicht."

„Nun denn, willst Du heute nacht mit mir wachen, um die Bewegungen des drohenden Feindes zu beobachten?"

Dieser Vorschlag wirkte beruhigend auf Oramaïka, sie willigte ein, Wilhelms etwas erzwungene Heiterkeit vermochte aber ihre Trauer nicht zu heben.

Mistreß Harley billigte natürlich diesen Plan nicht, beriet sich aber mit ihrem treuen Diener Johann über die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln. Nach kurzer Überlegung ward beschlossen, daß Johann die Nacht

Wache halten und die beiden anderen Dienstboten mit geladenem Gewehr auf das erste Zeichen bereit stehen sollten.

Dergleichen Veranstaltungen waren bei den Kolonisten nichts Ungewöhnliches; sie fielen im Hause gar nicht auf. Nach dem Abendgebete begaben sich die Familienglieder zur Ruhe und tiefe Stille trat in Rama ein.

Wilhelm hatte Oramaïka den Abend hindurch genau beobachtet, und sich durch die ruhige, aber ernste und traurige Haltung des jungen Mädchens überzeugt, daß die Besorgnisse seiner Mutter gegründeter seien, als er anfangs zu glauben geneigt war. Er beschloß daher, in Gemeinschaft mit Johann Wache zu stehen und traf um so leichter eine Übereinkunft mit ihm, als er sein ganzes Vertrauen besaß. Seiner Mutter, deren Angst er bei allem Feuereifer um keinen Preis vermehren wollte, verschwieg er den Plan. Ein Säulengang, oder bescheidener gesagt, ein auf hölzerne Pfeiler gestütztes Vordach umgab das ganze Haus. Auf der Rückseite befanden sich die zur Küche gehörigen Unterabteilungen; nebenan war Oramaïkas Schlafstube. Unweit davon nahm Wilhelm seinen Posten ein.

Bei einbrechender Nacht, als die Bewohner bereits im tiefsten Schlafe versunken waren, schlich Wilhelm leisen Schrittes aus seinem Zimmer und stieß mit Johann, der bereits am anderen Ende des Ganges saß, zusammen. Der Mond stieg hell am Horizonte auf, der Himmel war rein; unsere beiden Schildwachen konnten vom Dache geschützt unbemerkt die ganze, bis zum Walde sich erstreckende Ebene überschauen; von dort, aus dem Waldesdickicht mußten die Wilden, wenn sie feindselige Absichten hegten, hervorbrechen.

„Nun, Herr Wilhelm, ist Ihnen bange?“ fragte Johann, dem seine Wache bereits langweilig zu werden anfing.

„Ich glaube nicht.“

„Desto besser, Mut darf nicht fehlen, doch Mut allein ohne Klugheit wird hier nicht ausreichen. Sie vertrauen der jungen Indianerin, welche bei Ihrer Frau Mutter Aufnahme erhalten hat, zu viel, junger Herr.“

„Ich vertraue ihr, weil ich ein edles, aufrichtiges Gemüt in ihr finde.“

„Sie stammt von den Pequoden ab, und bekanntlich übertreffen diese Wilden alle übrigen an List und Verschlagenheit.“

„Deutet diese List nicht auf Geistes-überlegenheit?"

„Aufrichtig gesagt, junger Herr, verstehen Sie sich auf das Argumentieren besser als ich," erwiderte Johann mit der Ungeduld eines Mannes, der sich im Rechte fühlt, ohne es beweisen zu können; „aber bei allem dem werden Sie mich nicht überzeugen. Habe ich nicht im Kriege gegen die Pequoden gedient? Das muß ich besser wissen."

„Ja, ich entsinne mich aber, von Dir gehört zu haben, daß die Pequoden in diesem Kriege mehr Mut als List zeigten und Oramaikas Bruder, dessen Tod sie noch heute so bitterlich beweint, wie ein Löwe focht."

„Wahr ist's, armer junger Mann! Auf recht grausame Weise kam er ums Leben. Das läßt mich um so mehr fürchten, daß sie seinen Tod unerbittlich rächen werden. Oramaïka habe ich öfters mit Manoko von ihrem Bruder sprechen hören, sie schien seinen Mut anzufeuern: Manoko aber gleicht seinem Bruder nicht mehr als ein Windspiel einer Dogge."

Sobald einmal das Thema vom Pequo-

denkriege angeregt war, durfte man sicher sein, daß Johann und Wilhelm auf ihrem Posten nicht vom Schlafe überfallen würden. Wie alle Kriegsleute und besonders solche, die nur ein paar Feldzüge mitgemacht haben, erzählte Johann gern von seinen Waffenthaten und Wilhelm war im Alter, wo man von Gefahren und Abenteuern mit Begeisterung sprechen hört. Was aber Johann vorbrachte, um sein Vertrauen auf Dramaïka zu erschüttern, verfehlte seinen Eindruck.

„Nein," wiederholte Wilhelm, „Dramaïkas Herz ist zu edel, um durch den Gedanken an Verrat befleckt zu werden. Später wirst Du ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Während sie so leise miteinander redeten, hörten plötzlich beide Dramaïka ihr Fenster öffnen und sahen sie in den Garten hinabspringen. Wilhelm wollte ihr zurufen, Johann aber gab ihm ein Zeichen zu schweigen, und das junge Mädchen flog leichten Schrittes dem Walde zu und schlug den Weg zu Carainas Hütte ein.

„Fluch über sie!" rief Johann; „sie ist mit der Alten verschworen."

„Nein, nein. Ich setze mein Leben dafür ein, daß sie nicht daran denkt.“

„Es steht schlimm, junger Herr,“ sprach Johann kopfschüttelnd; „das ist eine verräterische Sippschaft. . . . Folgen wir Oramaïka, doch nein; wir thun besser, uns nicht in den Wald einzulassen. Rufen Sie ihr nach; sie wird Ihre Stimme erkennen.“

Wilhelm zögerte. Er fürchtete, unnötigen Lärm zu schlagen.

„Eilen Sie, junger Herr; oder Ihre Stimme erreicht sie nicht mehr. Glauben Sie mir, umsonst geht sie nicht zur Nachtszeit in Carainas Hütte.“

„Gewiß hat sie gute Gründe dazu, ich rufe sie nicht zurück. Lassen wir sie gehen.“

„Gründe! Gründe sind nur Irrlichter im Geiste der Mehrzahl. Sie vertrauen zu viel. Doch hier kommt sie zurück. Wie sie nach allen Seiten blickt, gleich einem gejagten Vogel, der in jedem vom Winde bewegten Blatte einen Feind wittert. Kommen Sie hierher; beobachten Sie sie; jetzt legt sie das Ohr auf den Boden: sie horcht. . . . Ach, nun ist sie wieder im Walde verschwunden. Wir können nicht mehr zweifeln, daß sie auf andere wartet.

Gott beschütze uns vor ihren Fallstricken!... Lieber wollte ich es mit einem Regiment Franzosen, als mit einem halben Dutzend solcher Wilden aufnehmen. Das sind keine Menschen mehr, sondern wilde Bestien, eingefleischte Teufel. Gern hätte ich Hilfe aus der Festung auf heute nacht verlangt; ich fürchtete aber ihren Spott über die Wahrzeichen der alten Hexe und über mich, und wollte auch nicht der Ängstlichkeit Ihrer guten Frau Mutter, die nur ein Weib ist, nachzugeben scheinen." —

„Johann, Du teilest, fürchte ich, ihre Angst, ohne ihrem Rate zu folgen; das gereicht Dir wenig zur Ehre, die Furcht bringt ja nur den Vorteil, uns vor der Gefahr zu schützen."

„Wohl wahr; glauben Sie aber nicht, daß ich mich fürchte. Der Gefahr, die man kennt, begegnen wollen, oder wie ihr jungen Leute nichts fürchten, weil man nie in Gefahr war, sind zwei sehr verschiedene Dinge."

„Wenn sie uns bedroht weiß, bestrebt sich Oramaïka gewiß, die Gefahr abzuwenden."

„Ich teile Ihre Ansicht nicht. Oramaïka ist ihrem Volke mehr verpflichtet als uns. Das alte Sprichwort findet auf diese Wilden

so gut wie auf alle übrigen Erdbewohner seine Anwendung: Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Ohne Zweifel geht etwas Geheimnisvolles zwischen der jungen Indianerin und Caraina vor.... Horch', sind das nicht Tritte?"

„Ich höre sie deutlich, sie kommen immer näher. Ist es nicht Oramaïka?"

„Nein, mehr als eine, leicht kann man die schweren, aber vorsichtigen Tritte mehrerer Männer von dieser Seite her unterscheiden. Ach, Argus ist ihnen auf der Spur."

Wirklich war der große Hofhund von seiner Strohmatte vor der Hausthüre aufgesprungen, und bellte gewaltig dem Walde zu.

„Still, Argus! Still!" rief Wilhelm.

Der Hund folgte dem Rufe seines Herrn, wie er seinem Instinkte gefolgt war, und legte sich ruhig wieder nieder. „Sie haben Argus und die Tritte zum Schweigen gebracht. Doch schadet es nicht, wenn der Feind in der Nähe lauernd uns auf der Hut weiß. Wir haben wohl etwas gehört; vielleicht waren es aber nur Wölfe, die nachts den geackerten Boden aufwühlen.

„O!“ rief Johann plötzlich, „da sind sie!“ und zielte vorwärtsspringend auf den Wald.

„Bist Du toll“, sprach Wilhelm, Johanns Gewehr mit dem Lauf des seinigen niederhaltend: „Oramaïka ist es.“

Johann stand beschämt beim Anblicke der aus dem Walde tretenden Indianerin.

„Wie konnte ich mich so sehr täuschen? Ist es möglich, daß ich nur Oramaïkas Schatten sah? Wahrhaftig glaubte ich hinter der Birke einen Indianer zu erblicken. Sie sehen den weißen Stamm dort, nun gerade dahinter im Dunkel. Oramaïka konnte es nicht sein, sie kam auf der entgegengesetzten Seite heraus.“

„Unsere Sinne täuschen uns,“ sprach Wilhelm, Johann mit seinen eigenen Worten bekämpfend.

„Das mag allerdings bei dem unsicheren Mondlichte geschehen. Doch habe ich meine Augen und Ohren tüchtig geübt, und glaube einen Mann von einem Weibe und den Schatten von der Wirklichkeit unterscheiden zu können.“

Johann war indessen von der Gegenwart des Feindes nicht vollkommen überzeugt, sonst hätte er Lärm geschlagen;

wohl mochte er auch denken, daß die allenfalls in der Nähe streifenden, feindlichen Indianer keinen Angriff auf ein bekanntlich so gut bewachtes Haus wagen dürften; er unterließ jedoch keine Vorsichtsmaßregel.

„Ich bleibe hier, junger Herr. Suchen Sie indessen Oramaïka auf und sehen Sie, was aus ihr herauszubringen ist. Seien Sie überzeugt, daß sie andere Absichten hat, als Sie es vermuten.“

Wilhelm ging auf Johanns Vorschlag ein, ohne an eine Bestätigung des obwaltenden Verdachtes zu denken, er hoffte vielmehr, ihn durch Oramaïka vollkommen verschwinden zu sehen, und ging ihr bis zur Vorderseite des Hauses, wohin sie ihre Schritte lenkte, nach.

„Du hast den schwereren Teil der Aufgabe erwählt,“ sprach er, sie einholend, „während ich ruhig auf meinem Posten blieb, bis Du dem Feinde bis in den Wald auf der Spur gewesen.“

Die Indianerin schwieg.

„Hast Du einen Feind auf der Rekognoszierung getroffen?“ fuhr er fort, „Johann und ich glaubten, Indianer gehört und selbst gesehen zu haben.“

„Wo? Wann?“ rief das Mädchen lebhaft und in sichtbarer Unruhe.

„Vor wenigen Augenblicken am Saume des Waldes.“

„Als Johann zielte; ich hielt's für Scherz.“

„Nein, Oramaïka, unsere Lage verträgt sich mit keinem Scherz. Du weißt, daß meine Mutter und ihre kleinen Kinder in Gefahr sind; Johann ist ein treuer Diener.“

„Treu!“ wiederholte die Indianerin, in dem Worte einen Vorwurf ahnend, den ihr Wilhelm gewiß nicht machen wollte.

„Er kann leicht gerade ausgehen, da ihn nichts auf die Seite zieht. Nur Eine Stimme spricht zu seinem Herzen, warum sollte er ihr nicht folgen?“

„Erkläre Dich deutlicher, ich verstehe den Sinn Deiner Rede nicht recht.“

„Wenn keine widersprechenden Gefühle das Herz teilen, und keine entgegengesetzten Pflichten sich bekämpfen, ist es leicht, das Rechte zu thun.“

„Du hast also andere Pflichten, als die der Dankbarkeit gegen diejenigen, welche Dir Gutes wünschen und thun?“ Oramaïka schwieg und brach in Thränen aus.

Wilhelm war gerührt, und warf sich die Worte, welche er ohne Überlegung zu gunsten Johanns gesprochen hatte, vor; auffallend blieben ihm aber Dramaïkas Äußerungen über den Kampf der Gefühle in ihrer Seele. Demungeachtet konnte er sich nicht überzeugen, daß sie mittel- oder unmittelbar an den feindlichen Angriffen ihrer Landsleute beteiligt sei; er versicherte ihr wiederholt, dem Zuge seines großmütigen Charakters folgend, daß nichts sein Vertrauen auf sie zu erschüttern imstande sei. Diese Beteuerungen vermehrten Dramaïkas Bestürzung. Sie hüllte sich in ihren Mantel ein, warf sich auf die Erde und schluchzte laut und konvulsivisch.

Nach einer Weile, von der Heftigkeit des Schmerzes erschöpft, oder durch Wilhelms stumme Teilnahme getröstet, schien sie ruhiger zu werden, schlug den Mantel zurück und stand auf. Durch diese Bewegung entfiel ihr etwas unter ihrem Gewande Verborgenes, das sie rasch aufhob und zu sich steckte. Wilhelm hatte Zeit, eine Adlersfeder zu unterscheiden. Das war ihres Volksstammes Kennzeichen. Wilhelm hatte sie sagen hören, daß eine Krone

aus dem Gefieder des Königs der Vögel den Helmschmuck ihres Vaters bildete. So war denn sein Argwohn fast zur Wahrheit geworden; er warf einen durchdringenden, fragenden Blick auf Oramaïka. In dem ihrigen sprach sich mehr Trauer als Verwirrung aus, so daß Wilhelm, der gern glaubte, was er hoffte, auf die Vermutung geriet, Oramaïka habe die Feder zufällig gefunden. Sein edles Herz, jeden Gedanken an Verrat von ihrer Seite fliehend, forschte nicht weiter nach der Ursache, die sie bewog, sie zu verbergen.

„Oramaïka, glaubst Du nicht beim Anblicke des Himmels die Gegenwart des Schöpfers, der über unserem Wohnorte wacht, zu fühlen?"

„Und doch vergaßen die Engländer, bei einer gleich friedlichen, herrlichen Nacht, daß der Große Geist auf sie herabschaue, als sie unsere harmlosen Wohnungen überfielen."

„Von dieser Nacht hast Du mir noch nicht gesprochen, Oramaïka."

„Nein, das Band der Freundschaft, welches wir anfangs knüpften, hätte ich zu lösen gefürchtet, wenn ich von dem Unrechte

Deines Volkes gegen das meinige gesprochen hätte."

„Diese Sorge war vergeblich; ich ehre die edlen Handlungen meiner Feinde und hasse die Grausamkeit auch bei denen, die ich zu meinen Freunden zähle."

„Wenn dem so ist, so höre, was ich Dir sagen werde, und schlägt die Stunde der Rache, dann erinnere Dich, daß sie herausgefordert wurde."

VI. Kapitel.

Zerstörung des Pequodenstammes.

„Von der Spitze des Hügels aus, wo die Festung stand, die wir und der Pequodenhäuptling bewohnten, erstreckte sich die Aussicht so weit, als das menschliche Auge reichen kann. Dichte Zäune, aus jungen Bäumen und Zweigen gebildet, durch welche sich ein festes Dorngehege schlang, umgaben unsere Wigwams. Kein feindlicher Fuß hatte es bisher gewagt, sich dem Neste, welches die Adler des Stammes für sich und ihre Familien gebaut hatten, zu nähern.

Eines Abends, als mein Vater mit den übrigen Häuptlingen abwesend war, die jungen Leute von der Jagd heimgekehrt waren, verließ meine Mutter in banger Sorge für ihren ältesten Sohn, den sie vermißte, unser Wigwam. Der Schutzgeist, welcher nie vom Ruhekissen meiner Mutter weicht, kündete ihr ein nahes Unglück an. Den Blick nach oben wendend, erschienen ihr glühende Pfeile am Himmel und Todesseufzer drangen in nächtlicher Stille an ihr Ohr.

Sie hatte den Zaun überschritten und stieg den Hügel hinab, als sie einem Greis begegnete, den sie nach ihrem Sohne fragte.

Er ist in Sicherheit, antwortete er.

Dann sage mir, der Du weise bist und in die dunkle Zukunft schauest, sage mir, welches Unglück unseren Stamm bedroht. Nach diesen Worten beschrieb sie ihm die erhaltenen Wahrzeichen.

Ich weiß es nicht. Finsternis hat meine Seele ergriffen; alles ist schwarz vor meinen Augen, als wären sie vom Todespfeil getroffen. Was siehst Du aber selbst an dem großen Himmelsdome?

Jetzt erblicke ich außer dem Firmamente

und den glänzenden Sternen nichts. Die Geister in der Luft seufzen nicht mehr und spielen um meine Wangen wie Kindeshauch. Es kommt die Reihe an die Wassergeister, welche allsobald ihre sanften Flügel über unser Stammesnest ausbreiten werden.

Das Kind schlummert in Frieden, murmelte der Greis, und ich gebe den eitlen Besorgnissen der Mutter Gehör.

Ich stamme nicht aus furchtsamem Geschlechte.

Das Weibchen des Panthers ist so scheu wie ein Reh, wenn es über seine Jungen wacht. Meine Mutter drang in ihn, die Nacht über bei ihr zu bleiben.

Nein, erwiderte er, der Tag bricht an, ich bin immer mit Sonnenaufgang im Freien.

Kaum waren sie durch die Öffnung des Zaunes getreten, als der Hund des Alten furchtbar zu bellen anfing.

Die Engländer! Die Engländer! schrieen meine Mutter und er zugleich; der Schreckensruf verbreitete sich augenblicklich durch alle unsere Wigwams. Der Feind war da, hatte unsere Verschanzungen umzingelt und zu feuern begonnen.

Unsere Krieger zogen ihnen entgegen, scharten sich um die Hütten ihrer Eltern, Weiber und Kinder. Jeder einzelne focht mit der Tapferkeit von hundert Mann und schien zehnmal den Tod für die Bewahrung seines heimatlichen Herdes erleiden zu wollen. Ach, dieser Kampf schwebt meiner Erinnerung noch vor, der Donner der Geschütze, das Kriegsgeschrei der Engländer und der Unsrigen, das Wehklagen der Mütter, das Weinen der Kinder ertönen noch in meinen Ohren; schrecklicher aber, als dieses ganze Getöse, war das Schweigen derer, die nicht mehr sprechen konnten. Die Engländer wurden zurückgeschlagen, erneuerten aber den Angriff, drangen durch unsere Verschanzungen ein und zündeten unsere Hütten an. Mein heimgekehrter Bruder verteidigte unsere Wohnung mit einem seines Geschlechtes würdigen Mute, bis er der Übermacht weichen mußte. In seinem Blute schwimmend lag er auf der Erde und spannte noch seinen Bogen, als ein Schwertstreich den Strick entzweihieb.

Auf dem Herde selbst, an welchem die Engländer sich so oft gewärmt und gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden, ward

die Brandfackel angezündet, welche unsere Wohnungen in Flammen setzte. Mit Strohmatten bedeckt, brannten sie wie dürres Heu ab. Der Feind verließ den Ort, unsere Kriegsleute versuchten, sich durch das Feuer Bahn zu brechen, sie wurden zurückgeschlagen. Viele starben in den Flammen, andere bestiegen die Verschanzungen und stürzten nieder, wie ein von den Pfeilen des Jägers getroffener Vogelschwarm. So kamen viele Hunderte unseres Volkes am heimatlichen Herde um.

Unweit unserer Hütte war eine in den Fels gehauene Höhle; dort flüchtete sich meine Mutter mit Manoko, mir und den beiden später gestorbenen Kindern. Wir hörten den Rückzug des Feindes, und als seine Tritte verhallten, verließen wir unsere Zufluchtsstätte, um das schmerzlichste, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtete Schauspiel zu sehen; unsere Häuser waren ein Schutthaufen, die Leichen der Freunde lagen zwischen den rauchenden Trümmern und längs der Verschanzungen erblickten wir unsere tapferen Krieger, stumm und kalt, regungslos wie der Boden, der sie trug."

Oramaïka, vom Andenken an diese

Schreckensscenen überwältigt, schwieg. Die Augen erhebend blickte sie unverwandt zum Himmel, als verkehre sie mit einem unsichtbaren Wesen.

„Geist meiner Mutter!“ rief sie endlich, „könnte ich Dir in die seligen Wohnungen folgen, wo ich weder das Kriegsgeschrei noch den tödlichen Schwertstreich zu fürchten hätte!“ Wilhelm wischte sich rasch die Thränen aus den Augen und die junge Indianerin fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Als wir sprach- und regungslos dastanden, sahen wir den ersten Häuptling mit meinem Vater und anderen Ältesten aus dem Rate heimkehren. Wie groß war ihre Bestürzung beim Anblicke ihrer eingeäscherten Häuser, ihrer ermordeten Freunde! Rasch versammelten sie die übriggebliebene männliche Jugend um sich, stießen in die Kriegstrompete und setzten dem Feinde nach. Wir folgten der Mutter in ein anderes Dorf, unsere Schar wurde durch benachbarte Völkerschaften verstärkt, welche das Ackerland mit uns fliehen und in einer sumpfigen Wildnis Obdach suchen mußten. Von allen Seiten umzingelten uns die Feinde und sendeten Boten aus, um jenen,

welche kein englisches Blut vergossen hatten, Vergebung anzubieten; unsere Verbündeten nahmen diese Friedensvorschläge an und verließen uns, wie erschrockene Vögel den vom Blitz getroffenen Baum. Die Unsrigen aber, durch meinen Vater ermutigt, verschmähten die Vergebung, welche von jenen ausging, die ihre Wohnungen eingeäschert, ihre Weiber und Kinder getötet hatten.

Bei Tag hörten wir das Beil der Engländer die uns schützenden Bäume fällen und bei Nacht flogen ihre Kugeln auf unsere Scharen. Endlich wagten die Unsrigen unter der Leitung meines Vaters einen Ausfall, wir konnten nichts mehr unterscheiden, es entspann sich ein sehr heftiger Kampf, der Ruf erscholl: Sie sind entflohen!

Da warf sich meine Mutter, welche schweigend und atemlos zugehört hatte, auf die Erde nieder, ihre glühende Wange berührte die meinige, sie sprach: O meine Kinder! meine Kinder! könnte ich mit euch sterben! Fürchtet den Tod nicht; das unsterblich ruhmreiche Blut von mehr als hundert unerschrockenen Kriegern fließt in eueren Adern. Höret: die Engländer rücken immer

näher; erhebet euere Häupter, meine Kinder, und lehret den Feind, daß die Schwächsten aus unserem Stamme starke Seelen besitzen.

Wir erhoben uns; Scharen von Weibern und Kindern, nach Familien abgesondert, saßen um uns her und erwarteten standhaft ihr Los.

Die Engländer drangen durch den Wald und brachten überall den Tod, niemand leistete Widerstand, nichts regte sich, es erhob sich keine Stimme, man hörte keinen Laut außer dem Wehklagen der hingemordeten Kinder und dem Schluchzen der Mütter, an deren Busen sie erkalteten.

Ein englischer Soldat kannte meine Mutter; der Befehl, ihr und ihrer Kinder Leben zu schonen, ward gegeben, wir erhielten eine Schutzwache.

Du weißt, Wilhelm, daß wir nach der Zerstörung unseres Volksstammes mit einer kleinen Anzahl Gefangener nach Boston abgeführt wurden. Andere schickte man in fremde Länder, wo sie ihr Haupt unter das Joch beugen und wie Lasttiere arbeiten müssen. So grausam ihr seid, finden sich doch edle Seelen unter euch, die das Licht

des Großen Geistes nicht in sich erstickt haben und das Andenken an einen geleisteten Dienst, sollte er auch von einem Indianer herrühren, zu bewahren wissen. Meine Mutter erhielt eine sanfte, ehrenvolle Behandlung; ihr Volk aber war erloschen, ihr Gemahl irrte, in den Wäldern verborgen, obdachlos umher, ihre Kinder waren gefangen, das brach ihr Herz; Du weißt alles übrige!“

„Und Dein Bruder?“ erwiderte Wilhelm; „Du sagtest mir nicht, wie er das Leben verlor.“

„Er schlug sich durch und setzte dem Feinde mit einer kleinen Schar auf seinem Rückzuge so zu, daß dieser umkehren und sich gegen ihn verteidigen mußte. Da flohen seine Gefährten alle, er blieb allein und ward gefangen genommen. Man versprach ihm das Leben, wenn er den Weg nach unseren Verschanzungen zeigen wolle; er verweigerte es. Armer Jüngling! Er zählte erst sechzehn Jahre und liebte das schöne Sonnenlicht wie wir; vor Ermüdung brachen seine Glieder zusammen, der Blutverlust hatte ihn erschöpft, aber in seiner Seele brannte ein edles Feuer der Unerschrocken-

heit. Die Engländer drangen wiederholt in ihn mit lockenden Versprechungen, er blieb standhaft, sein Volk nicht zu verraten, und ein Schwertstreich trennte das Haupt vom Rumpfe."

VII. Kapitel.

Corambo.

Dramaïka hatte ihre Erzählung geschlossen. Sie blickte Wilhelm an und sagte mit bitterem Lächeln:

„Ihr Engländer behauptet immer, daß euer geschriebenes Gesetz ein besseres sei, als das in unsere Herzen eingezeichnete; ihr saget, das euere lehre Barmherzigkeit, Versöhnung, Liebe. Hätte wohl mein armer Bruder diese Behandlung von euch erfahren, wenn ihr ein solches Gesetz hättet und daran glauben würdet?"

Der durchdringende Verstand der Indianerin erkannte den Einwurf, welchen die Feinde der christlichen Religion zu allen Zeiten und unter allen Umständen gegen sie erhoben haben, den Widerspruch nämlich

zwischen ihrer göttlichen Lehre und der Handlungsweise ihrer Bekenner. Wilhelm hätte ihr leicht widerlegen können, wenn er nicht vorgezogen hätte, neue Einzelheiten aus dem Pequodenkriege, der ihm bisher nur durch feindliche Berichte bekannt geworden war, zu erfahren. Dieses Ereignis war für die Kolonisten von großer Wichtigkeit und durch die Furcht der Engländer vor diesem tapferen Volksstamme wahrscheinlich übertrieben dargestellt worden; durch Oramaïkas Schilderungen aber gewannen die Ereignisse eine ganz verschiedene, der Wahrheit entsprechendere Gestalt und Farbe.

Wilhelm drückte ihr seine Bewunderung und Teilnahme über den Heldenmut und das Unglück ihres Volkes aus. Sie hörte ihm mit dem schmerzlichen Wohlgefallen, das man beim Lobe eines verstorbenen Freundes empfindet, zu. Beide schienen die Ursache ihrer Nachtwache vergessen zu haben und keinen Schlaf zu fühlen. Johann trat nun auf sie zu und sagte:

„Jetzt leget euch zur Ruhe, Kinder; der Tag bricht an, seht den Morgenstern allein am Himmel über den Bäumen glänzen, alles wird bald im Hause wach sein. . . .

Auf ein Wort," sprach er leise zu Wilhelm, der im Begriffe stand, hineinzugehen; „hat sie Ihnen gesagt?"

„Was?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Wilhelm; hat sie Ihnen nicht gesagt, warum sie nachts aus dem Hause war? Sie haben sie nicht gefragt? Woran denken Sie?"

Wilhelm antwortete: „Sie hat mir nichts davon gesagt; aber ich bin sicher . . ."

„Daß sie nichts Übles im Schilde führt! Ach, junger Herr, das mag Ihnen genügen, mich aber beruhigt es nicht. Die Wahrzeichen, die geheimnisvollen Gänge, alles deutet auf große Gefahr. Armer, junger Herr! Sie wollen meiner Erfahrung nicht glauben. Graue Haare haben immer unrecht," brummte der treue Johannes etwas unwillig. Wilhelm, der wohl einsah, daß er sich vergeblich bemühe, Johann seine eigene Sicherheit einzuflößen, zog sich schweigend zurück.

Dramaïka hatte ebenfalls ihre Kammer aufgesucht und sich aufs Lager geworfen, ohne die ihr notwendige Ruhe finden zu können. Tausend Sorgen ängstigten ihre Seele, widerstreitende, heilige Pflichten

kämpften in ihrem Innern, und das ist für ein gefühlvolles, edles Gemüt ein nicht zu lindernder Schmerz.

Tags vorher hatte ihr Caraina die Thatsache, welche sie Mistreß Harley andeutete, mitgeteilt; Corambo befand sich nämlich mit einigen Freunden im nahen Walde und erspähte den günstigen Augenblick eines Angriffes auf Rama. Die alte Indianerin, über seine wahren Absichten im Dunkel, wußte nicht, ob er bloß seine Kinder zurücknehmen oder die ganze Kolonistenfamilie zerstören wolle. Letzteres schien das Wahrscheinlichere, da kein feindlich gesinnter Indianer sich ohne Blutvergießen zurückzieht.

Auf Dramaïkas dringende Fragen hatte Caraina wiederholt versichert, daß Corambo durch sie erfahren habe, wie gütig Mistreß Harley gegen seine Kinder handle, wie er sie aber kaum angehört, sondern sich eilig entfernt und beteuert habe, daß sie ihn vor der Ausführung seines Werkes nicht wiedersehen werde.

Dramaïkas erster Entschluß bestimmte sie, Mistreß Harley von allem zu unterrichten; dieser Schritt aber setzte das Leben ihres Vaters aufs Spiel. Ihre natürlichen

Gefühle, ihre lebhaftesten Zuneigungen, ihr Stolz, alles sprach zu gunsten ihres Volkes in ihrem Herzen; bei der Erinnerung an die von ihrer Gebieterin empfangenen Wohlthaten aber zitterte sie, als bedrohe der gegen diese achtbare Familie geführte Schlag ihr eigenes Leben. Alles hätte sie zu seiner Abwendung gethan und gelitten, nur den Vater konnte sie nicht verraten.

Die Hoffnung, Corambo zu treffen, löst das Rätsel ihres nächtlichen Ausfluges. Sie kam zu Carainas Hütte, alles blieb ruhig; von dort heimkehrend fand sie die Adlersfeder am Wege und zweifelte nicht, daß sie von ihrem Vater herrühre. Dieser Umstand bestimmte sie, Nachtwache zu halten, um Corambos Rache im Angriffsfalle zu besänftigen.

Fest überzeugt, daß sich ihr Vater durch die Gegenwart eines Bewaffneten nicht hätte abschrecken lassen, zweifelte sie nicht, daß Johann sie gesehen und gehört habe, und schmeichelte sich allen Einwendungen ihrer Vernunft zum Trotz, daß kein anderes Vorhaben, als die Befreiung seiner Kinder ihren Vater beschäftige. Warum verschwieg er aber der alten Caraina den Plan, der

ihm durch ihre Vermittlung leicht gelingen konnte? Oramaïka verlor sich in Mutmaßungen. Mehrere Male war sie aufgestanden, um ihrer Gebieterin alles zu entdecken, und immer hielt sie die Furcht vor der Verletzung ihrer Kindespflicht zurück und stürzte sie wieder in tiefe Schwermut.

Corambos Charakter hatte sich durch erlittenes Unrecht und schweres Unglück geändert. Solange die Pequoden glücklich waren, zeichnete er sich mehr durch Humanität als durch kriegerischen Geist aus. Er kannte die Überlegenheit seines Volksstammes und ahmte darin den kräftigen Tieren nach, welche instinktartig die schwächeren beschützen, anstatt sie zu unterdrücken. Während der erste Häuptling seinen ganzen Einfluß, seine Autorität und Kunst aufbot, um die Einheimischen zur Ausrottung der Fremden zu vereinigen, widersetzte sich Corambo stets jedem feindseligen Akte und vertrat die ihm gefahrlos scheinenden Rechte der Gastfreundschaft. Je beharrlicher er dieses Ziel verfolgt hatte, je härter trafen ihn die Schläge des Schicksals. Beim Anblicke der Leiden seines Volkes warf er sich in der Bitterkeit seines Herzens die den

Engländern erwiesene Güte vor und dachte nur mehr an furchtbare Wiedervergeltung.

Seine teils ermordeten, teils in schmählicher Verbannung lebenden Landsleute, seine in der Gefangenschaft gestorbene Gattin, seine beiden einzigen Kinder Sklaven im Hause seiner Feinde, das war mehr als genügend, um ihn zu erbittern und aufs äußerste zu treiben.

Er beschloß daher, seine Kinder zu befreien und einen Hauptstreich auszuführen, der den Mut der Eingeborenen neu beleben und ihn an die Spitze seines vertriebenen und zerstreuten Volkes stellen sollte. Ja, seine kühnen Hoffnungen spiegelten ihm manchmal die Einheit der Völkerschaften Amerikas und die gänzliche Vertreibung der Fremden vor.

Obwohl Oramaïka keine Gewißheit über die feindlichen Absichten ihres Vaters hatte, kannte sie seine Gesinnung genug, um ihn eines Verbrechens fähig zu halten, wenn dieses zum Ziele, d. h. zur Befreiung seines Volkes führe.

Als sie am anderen Morgen in der Familie Harley erschien, verriet ihr Angesicht, der treue Spiegel ihrer Seele, ihre innere

Bestürzung. Mistreß Harley beobachtete sie genau und sah ihre Ahnungen durch die Verwirrung des jungen Mädchens sowohl, als durch Johanns Bericht über ihr nächtliches Ausbleiben bestätigt; sie beschloß, ihren treuen Diener nach der Festung um Hilfe zu schicken, oder die Erlaubnis nachzusuchen, sich mit ihrer Familie dort zurückziehen zu dürfen. Johann, der seine Besorgnisse früher verheimlicht hatte, stimmte dieser Verfügung freudig bei und stand im Begriffe, aufzubrechen, als ein Bote mit der Nachricht anlangte, Herr Harley sei nur mehr wenige Meilen von Rama entfernt und führe Helene ihrer künftigen Mutter zu. Ehe man nun zu außerordentlichen Maßregeln schritt, sollte seine Rückkehr abgewartet werden. Johann erhielt den Befehl, seinem Herrn mit den beiden anderen zur Tragung des Gepäckes notwendigen Dienstboten entgegenzugehen.

VIII. Kapitel.

Überfall der Indianer.

Große Freude herrschte im Hause von Rama.

„Liebste Mutter," sprach Wilhelm, „wir müssen uns zum Empfange des Vaters und der Base Helene bereit halten. Dreimal habe ich seit der Mittagsmahlzeit die Sanduhr umgekehrt und ehe sie vollends abgelaufen ist, wird unserem Glücke nichts mehr fehlen. Stellen wir uns in den vorderen Säulengang, von wo aus wir die Reisenden bei ihrer Ankunft gleich erblicken werden. Komm', Manoko, hilf mir Mamas Lehnstuhl tragen. Teuerstes Brüderlein," sprach er, seinen jüngsten Bruder in die Arme schließend, „Du sollst auch mitkommen, wenn Dir Papa auch den ersten Kuß geben sollte."

Bei diesen Worten legte er freudig das Kind neben seine Mutter und half den kleineren Schwestern die für Helene bestimmten Geschenke ordnen.

Der Abend war einer der schönsten im Mai. Der späte Frühling entfaltete seine ganze Pracht; Feld, Wald und Flur prang-

ten im frischesten Grün. Der Connecticut wälzte majestätisch seine vom Regen angeschwellten Fluten fort, als fühle er sich stolz, die Winterfesseln abgeworfen zu haben. Hie und da traten einzelne, von den englischen Kolonisten zur Probe mit Weizen bepflanzte Grundstücke hervor, deren zartgrüne Spitzen mit der dunklen Farbe der unkultivierten Sümpfe abstachen.

Die Anlagen um das Haus waren in englischem Geschmacke mit großer Sorgfalt gehalten. Üppiger Klee bedeckte den Wiesengrund gegenüber vom Haupteingange, da war der Tummelplatz der Bewohner des Hühnerhofes, der ersten ihres Geschlechtes in diesem Lande, während andere Vögel die Lüfte mit ihren süßen Weisen erfüllten.

Eine von fröhlichen Kindern umringte Mutter erregt stets die Teilnahme gefühlvoller Seelen. Mistreß Harley hatte sich zum Empfange ihres Gemahles mit größter Sorgfalt geschmückt und das Thor mit Blumen zieren lassen.

„Mutter,“ sprach Wilhelm, indem er die Spitzen, welche teilweise das Gesicht seiner jüngsten Schwester beschatteten, auseinanderstrich, „sieh’, wie schön die kleine

Marie ist! Ihre Wangen gleichen einem frischgepflückten Pfirsich."

„Ich hätte Dir so schmeichelhafte Reden nicht zugetraut."

„O Mutter, nenne das nicht Schmeichelei." Dann zu Oramaïka sich wendend: „Nun, warum bist Du so traurig? sei doch um Gottes willen etwas fröhlicher."

„Ach!" erwiderte Oramaïka und blickte Mistreß Harley an, von der sie aber die Augen schnell wieder abwendete, als durchzucke sie plötzlich ein Gedanke, „der Glanz der untergehenden Sonne verschwindet bald." —

„Woher kommt die Traurigkeit, welche Du vergeblich uns zu verbergen suchst? Du kannst kein Unglücksvogel sein. Fast möchte ich mit Nancy glauben, daß Dich die alte Caraina verzaubert hat."

„Man nennt mich einen Unglücksvogel," erwiderte Oramaïka in halb traurigem, halb stolzem Tone, „die Eule gilt auch für einen Unglücksvogel bei euch; wir halten sie heilig. Sie ist unsere Schutzwehr und warnt uns vor herannahender Gefahr."

„Du thust unrecht, Oramaïka. Die Klagelieder Jeremiä stimmen so wenig mit einem Festtage überein, als Deine Worte

mit unseren freudigen Verhältnissen. Der Himmel selbst scheint an dem Glücke teilzunehmen, welches uns die nahe Rückkehr des Vaters bereitet. . . . Glaubst Du, daß ich Deine Freude nicht teilen würde, wenn Dein Vater in der Nähe wäre?"

Die Indianerin antwortete mit einem Strome von Thränen. Mistreß Harley, zu herzlichem Mitleide bei dem Gedanken bewegt, daß ihre Seelenstimmung nur durch den Gegensatz ihrer Lage mit der ihrer Umgebung erzeugt sei, rief sie zu sich, nahm sie auf den Schoß und sprach:

„Oramaïka, Du bist keine Fremde, keine Sklavin unter uns. Warum ruft unsere Freude nur Traurigkeit in Dir hervor? Liebst Du uns nicht?"

„Ob ich Sie liebe!" rief Oramaïka, die Hände faltend, „ob ich Sie liebe! Ach, gern gäbe ich alles, mein Leben für Sie hin."

„Wir verlangen kein solches Opfer von Dir, liebes Kind," sprach freundlich lächelnd Mistreß Harley, „wir verlangen nur ein freudiges Herz, einen fröhlichen Blick. Der Ausdruck der Trauer verträgt sich nicht mit unserem Glücke. Geh' zu Manoko; sieh', wie er für die Kinder Seifenblasen macht;

er ist vor Anstrengung außer Atem, als freue ihn das Spiel so sehr, als die Kleinen selbst.“ Manoko lächelte, schüttelte den Kopf und fuhr fort, die leichten, in allen Farben des Regenbogens spielenden, vom Winde weit getragenen Kugeln in die Höhe zu blasen. Die kleinen Mädchen klatschten vor Freude in die Hände und das jüngste Kind streckte die seinigen nach dem lieblichen Spielzeug aus.

„Ach!“ rief Oramaïka, „ich sehe nicht gern etwas Schönes sich so schnell verflüchtigen. Das ist das wahre Bild der menschlichen Freude. Nach einem kurzen Auflodern ist es vorbei.“ ... Sie hielt inne.

Diese Worte berührten Mistreß Harley schmerzlich. Kaum waren sie ausgesprochen, als drei indianische Krieger, scheinbar dem Boden entwachsen, aus dem Walde hervorstürzten und ein furchtbares Geschrei erhoben.

„Der Vater! der Vater!“ riefen Oramaïka und Manoko zugleich.

Die Kinder drängten sich um die Mutter. Sie schloß das jüngste in ihre Arme und drückte es fest an ihren Busen, als vermöge es ihre geringe Kraft zu schützen. Oramaïka stieß einen Angstschrei aus, stürzte

ihrem Vater mit ausgestreckten Armen entgegen und fiel, seinen Lauf hemmend, ihm zu Füßen.

„Rette sie! Rette sie!“ rief sie mit erstickter Stimme.

„Vater! verschone ihr Leben; Mutter... Kinder ... sie sind alle gut gegen Deine Tochter. ... Räche Dich an Deinen Feinden; aber vergieße nicht das Blut der Freunde, der Wohlthäter, ... ich müßte darüber sterben, o mein Vater! Deine Gefährten hören nicht auf meine Stimme... halte Du sie auf!“

Taub gegen das Flehen der Indianerin, liefen die beiden Begleiter Corambos, voll Begierde, das Blutbad zu beginnen, unaufhaltsam fort.

Corambo stand regungslos da. Seine unstät flammenden Augen wendeten sich bald auf Oramaïka, bald auf Manoko. Diesem zermalmenden Blicke begegnete Oramaïka mit dem Rufe:

„Ja, sie haben uns aufgenommen, die Flügel der Liebe über uns ausgebreitet.... Rette sie! ... thue ihnen nichts zuleide.... Ach! es wird zu spät.... — Das unerbittliche Schweigen ihres Vaters verkündete

ihr, daß sein Entschluß, wenn ihm auch die Rache widerstrebe, unabänderlich sei. Dem Indianer, welcher mit gezücktem Beile auf Mistreß Harley losging, voraneilend, deckte sie ihre Wohlthäterin gleich einem Schilde und rief: „Halt' ein! In Stücke sollst Du mich hauen, ehe Du sie berührst."

Das verhärtete Herz des Indianers, das beim Anblicke der unglücklichen, von ihren Kindern umringten Mutter, ungerührt blieb, ward vom Mute des jungen Mädchens betroffen. Er hielt inne, und sah sie mit furchtbarem Grinsen an, da rief ihm sein Gefährte zu:

„Eilen wir, die Engländer fallen über uns her, wie der Tiger in der Wüste über seine Beute."

In demselben Augenblicke, wo er den tödlichen Streich gegen Mißreß Harley führen wollte, zerschmetterte ihm eine Kugel den Arm und das Beil fiel auf die Erde.

„Mut, liebe Mutter!" rief Wilhelm, der den Schuß abgefeuert und sich zu einem zweiten anschickte, „fliehe oder stelle Dich hinter mich."

Aber da halfen Mut und rascher Entschluß nichts. Der zweite Indianer stürzte

auf Wilhelm los, entriß ihm seine Waffe, schwang seinen Tomahawk*) und hätte ihn getroffen, wenn Corambos Ruf den verderblichen Schlag nicht abgewendet hätte. Von seinem Feinde befreit, sprang Wilhelm mit einem Satze an die Thüre, und stieß in das dort aufgehängte Horn. Das war das verabredete Zeichen. Ein langer starker Klang erschallte, wie Todesruf, den das Echo klagend in der Ferne wiedertönt.

Der Schrecken beraubte Mistreß Harley ihrer Sinne. Sprach- und regungslos war sie vom Augenblicke an geblieben, wo sie ihr Kind in die Arme schloß. Wilhelms mutige Handlung schien sie wieder zu beleben.

„Fliehe, mein Sohn, fliehe! um Gottes willen fliehe!"

„Nimmermehr," erwiderte der Jüngling und blieb an der Seite seiner Mutter.

Die ohnehin im Angriffe sehr raschen Wilden verdoppelten ihre Anstrengungen, im Bewußtsein, daß ihre Rettung gegenwärtig von ihrer Schnelligkeit allein abhänge.

„Vollendet euer Werk, Freunde," schrie

*) Eine Waffe, die die Mitte hält zwischen Beil und Keule.

Corambo, einen furchtbaren Blick auf seine Opfer werfend. „Rächen wir uns.“

Dem Befehle gehorsam, stürzte der von Wilhelm verwundete und dadurch in neue Wut versetzte Indianer nach einer rückschreitenden Bewegung vorwärts, und riß mit der ihm gebliebenen Hand das Kind aus den Armen der Mutter.

Mistreß Harley stieß einen durchdringenden Schrei aus; alle Angst des Todes wiederhallte in diesem Schrei. Sie sah die fast übermenschliche Kraftanstrengung ihres Sohnes im Kampfe mit dem Indianer nicht, hörte nicht das Wehklagen ihrer gemordeten Töchter und fühlte das Messer in der eigenen Brust nicht. Wilhelm und Oramaïka hielten sie fest umschlungen und stürzten mit ihr nieder, gleichsam ihren letzten Atemzug empfangend.

Der Wilde, welcher der unglücklichen Mutter das Kind entrissen hatte, warf es auf den Rasen hin. Es fiel unbeschädigt zu Corambos Füßen. Da hob es das Köpfchen empor und blickte den Pequoden an, ohne Zweifel kam ihm ein Strahl des Mitleides entgegen; mit dem raschen, untrüglichen Instinkte der Kindheit, der sich auf das Bitten

versteht, umschlang es mit seinem Ärmchen das nackte Bein des Wilden und streckte das andere mit flehender, beredter Gebärde zu ihm empor.

Corambo ward gerührt und neigte sich zum Kinde, um es aufzuheben, als ein Mohawk es grimmig erfaßte, in die Höhe schleuderte und den Kopf desselben an der Thürschwelle zerschmetterte. Das stumme Flehen des unschuldigen Wesens blieb aber nicht vergeblich.

„Wir haben genug Blut vergossen," rief Corambo; „ihr habt euch gut gerächt, Brüder, es ist Zeit, den Rückzug anzutreten."

Als sie das Ackerland hinter sich hatten, riß Corambo seinem Sohne Manoko die englische Kleidung vom Leibe, warf sie weit weg und rief:

„Fort mit allen Zeichen der Gefangenschaft meiner Kinder. Du kehrst in unsere Wälder zurück, mein Sohn, und erlangst Deine Freiheit wieder."

Darauf hing er ihm ein Fell um, wie es seine Landsleute trugen.

Ähnliche Thatsachen, welche der Leser als Phantasiebilder zu betrachten geneigt sein könnte, haben sich zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, wahrhaft zugetragen. Es

sind nicht bloß Familien, sondern ganze Dörfer von dem ärgsten Feinde, dem blutdürstigen Wilden hingemordet worden.

IX. Kapitel.

Das verwaiste Haus.

Johann und die beiden anderen Dienstboten waren ihrem Herrn nicht so weit, als es verabredet war, entgegengegangen. Eine Meile von Rama weg sollten sie über eine Brücke setzen, welche durch ein Felsenstück, das der Sturm wahrscheinlich von einem benachbarten Berge losgerissen hatte, beschädigt worden war. Sogleich legten sie Hand ans Werk, damit Herr Harley auf seinem Wege nicht aufgehalten werde; aber die Arbeit war lang und beschwerlich und die Nacht brach herein, ehe sie fertig werden konnten.

Plötzlich vernahmen sie Wilhelms Notruf.

„Dieser Schall kommt von unseres Herrn Hause!“

„Außerordentliches muß vorgefallen sein,“ sprach Johann.

„Billy, warte hier auf Herrn Harley,

während Walther und ich schleunigst heimkehren.“

Als Johann und Walther aus Haus kamen, hatten es die Feinde bereits verlassen und tiefe Stille herrschte ringsumher.

„Ach!“ rief Walther, den Zügel seines Pferdes schärfer anziehend, „dachte ich mir's doch, daß der Lärm um nichts sei. Unser junger Herr wird zum Zeitvertreib in das Horn geblasen haben. Was wird Mistreß Harley sagen? Ihr sehet wohl, daß alles so ruhig wie am Samstag abends ist, man sieht nur den Rauch aus dem Schornstein aufsteigen, und das läßt sich allerdings hören, ein Zeichen, daß die alte Nancy uns nicht vergißt.“

Johann drängte, ohne auf das Geplauder seines Gefährten zu achten, immer vorwärts; je näher er dem Ziele kam, desto mehr schwanden seine Besorgnisse, ohne sich jedoch ganz zu verlieren. Als er endlich das Haus erreicht hatte, erfüllte ihn die dort herrschende Stille mit bangen Ahnungen; die furchtbare Wirklichkeit aber übertraf alle Schreckbilder seiner Phantasie.

„O meine Gebieterin! meine arme Gebieterin! . . . Meine gute Gebieterin! . . .

und ihre Töchter! . . . Das Kindlein auch!" . . . rief er beim Anblicke des Blutbades. . . . „O Gott! erbarme Dich meines Herrn!"

Händeringend neigte er sich über die Leichen.

„Nicht Einen haben sie verschont! nicht Einen!"

„Eine bleibt übrig," sprach eine zitternde Stimme; es war Nancy, die aus ihrem Versteck hervortrat.

„Wo ist Herr Wilhelm? ist er hier?" rief Johann.

„Ich weiß es nicht; ich war im Hause beschäftigt, als ich das Geschrei der Wilden hörte. Doch entsinne ich mich, kurz vorher die ganze Familie hier mit Oramaïka und Manoko vereinigt gesehen zu haben."

„Wie lange sind sie fort? Wie lange ist es, daß Ihr die letzten Laute gehört habt?"

„Das vermöchte kein Sterblicher in meiner Lage zu sagen. Glaubt Ihr, Johann, daß sich die Zeit berechnen läßt, wenn man das Messer schon im Herzen zu fühlen meint? Ach, da werden die Minuten Stunden."

„Schweigt! Ihr wisset nicht, was Ihr

sagt," erwiderte Johann, sich von Nancy mit unverhohlenem Widerwillen abwendend.

Bei dieser Bewegung trafen seine Augen das Gewehr.

„Gott sei gelobt! Herr Wilhelm hat doch einen Schuß auf diese Teufel abgefeuert; er allein wußte, wo mein Gewehr lag. Der Himmel segne den Jüngling! der Himmel segne ihn! Er hat einen starken Arm und eine großmütige Seele. Gott segne ihn! Die Mörder haben ihn fortgeschleppt. Setzen wir ihnen nach. Nancy, bringt mir mein Pulverhorn. . . . Nimm Dein Gewehr, Walther. . . . Oramaïka, Manoko, Herr Wilhelm, alle sind fort!"

Je mehr sich Johann von seiner ersten Bestürzung erholte, je tiefsinniger wurde er.

„Ach! ich verstehe es jetzt," rief er endlich. „Ich erinnere mich, daß in der vergangenen Nacht. . . . O Herr Wilhelm! wie hat Sie das unglückliche Mädchen hintergangen! Sie wußte alles."

„Oramaïka," sprach Nancy, „das dachte ich mir wohl. Sie weiß alles Böse, was geschieht, sie und die Waldhexe Caraina. Immer sagte ich Mistreß Harley, daß sie

eine Schlange an ihrem Busen erwärme: die arme Dame!“ ...

„Seid Ihr bereit, Walther?“ rief Johann ungeduldig.

„Bereit allerdings, aber wozu wird es helfen? Was können wir zwei gegen eine ganze Schar ausrichten? Und Ihr wisset ja nicht einmal, wie lange sie fort sind.“

„Nicht sehr lange,“ erwiderte Johann, und deutete schaudernd auf das frische, die Stufen hinabträufelnde Blut.

Ob sich Walther von Johann hätte überzeugen lassen, ist schwer zu entscheiden, da die Feigheit um Gründe nicht verlegen ist und Walther nicht der Mann war, der einer Gefahr entgegengeht; unterdessen traf die nötige Hilfsmannschaft ein, und machte ihrem Streite ein Ende.

Herr Thompson, der Kommandant der Festungsgarnison, hatte Wilhelms Notruf gehört und war mit sechs seiner tapfersten Leute herbeigeeilt. Bei dem Anblicke der unglücklichen Schlachtopfer drängte sich ihm nicht bloß der unsägliche Jammer der Bewohner Namas auf, sondern auch das Schicksal aller, welche ihr Leben der Wüste anvertrauen. Er überließ sich aber seinen

traurigen Gedanken nicht, da die Lebendigen und die Toten seiner Dienste gleich bedürftig waren.

Die Leichen der Mutter und Kinder wurden in ein Zimmer gebracht und anständig besorgt. Nach einem inbrünstigen Gebete, das die Pilger in außerordentlichen Fällen niemals unterließen, traf er die nötigen Veranstaltungen zur Verfolgung des Feindes. —

Nancy, welche bei dem schrecklichen Ereignisse nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht gewesen war, vermochte ihm nur sehr unvollständige Auskunft zu geben. Doch glaubte sie Oramaïkas Ruf: mein Vater! mein Vater! gehört zu haben, woraus sich schließen ließ, daß Corambo den Angriff geleitet habe. Wahrscheinlich hatte er sich mit seinen Kindern und den Gefangenen zu den Mohawks, die ihm eine Zufluchtsstätte eröffnet hatten, zurückgezogen, und die ihm Nachsetzenden schlugen daher die Richtung nach Osten ein.

Nancys Aussage gemäß waren die Indianer in geringer Anzahl gekommen; Herr Thompson hoffte also, daß sie, durch ihren Gefangenen in ihrer raschen Flucht aufgehalten, leicht eingeholt sein würden. Mut-

maßlicherweise hatten sie das bebaute Land umgangen und einen Umweg durch den Wald genommen, um das Ufer des Connecticut zu erreichen und, sobald als es sicher geschehen konnte, über den Fluß zu setzen. Johann, dessen Ungeduld kaum zu bezähmen war, sollte seine sechs Mann den kürzesten Weg an den Fluß führen, während er von der Festung aus ihm einen Kahn nachsenden wollte, mittels welchen sie die Landung der Indianer verhindern konnten.

Johann war fort, und Herr Thompson ritt der Festung zu, als er Herrn Harley mit Billy und zwei Indianern, die seine Nichte auf einem Sessel trugen, erblickte. Sogleich kehrte er zurück und befahl Nancy zu schweigen, bis er ihrem Herrn die schreckliche Nachricht mitgeteilt habe. Die tiefe Stille ringsumher und die Abwesenheit lebender Wesen erfüllten Herrn Harley mit namenloser Besorgnis. Billy hatte ihm den Notruf verschwiegen, der Johann und seinen Gefährten nach Rama zurückgetrieben hatte; beim Anblicke Herrn Thompsons, der gestreckten Galopps auf ihn zuritt, stieg seine Angst aufs höchste. Dem geübten Beobachter offenbaren sich die Zeichen der Freude

oder des Schmerzes auf dem Angesichte schnell; bekanntlich ist die Wirkung des letzteren eine lähmende, verzehrende, niederdrückende für Leib und Seele.

„Wartet hier auf mich," sprach Herr Harley zu seinen Begleitern, gab seinem Pferde den Sporn und ritt voran.

Die Freunde begegneten sich, Herr Thompson bedeckte sein Angesicht unter tiefem Stöhnen.

„Was ist meiner Familie geschehen? O Gott, meine Frau, meine Kinder! O, sprechen Sie, der Herr gebe mir Kraft, Sie anzuhören."

Herr Thompson bemühte sich vergeblich, Worte zu finden: nichts konnte die entsetzliche Wahrheit mildern. Herr Harley, begierig, sie zu erfahren, kehrte sein Pferd gegen Rama und wollte der ihm unerträglichen Ungewißheit entgehen, als ihn sein Freund am Arme festhielt und rief: „Halt'! Halt! nicht auf diese Seite. Ihr Haus steht wüste."

Dann berichtete er ihm unter Schluchzen und mit halberstickter Stimme die furchtbare Katastrophe.

Kein Wort, kein Seufzer kam aus dem

Munde des Unglücklichen. Er war wie versteinert und blieb regungslos, bis ihn Helenens Stimme zu sich rief. Diese war von ihrem Tragsessel herabgesprungen, unbemerkt näher getreten, und hatte Herrn Thompsons Schreckensbotschaft gehört.

„Führen Sie das Kind zu sich," sprach er zu ihm. „Ich gehe nach Hause. Kommt mein Sohn zurück, so senden Sie mir einen Boten; wo nicht, gestatten Sie mir, bis morgen früh allein zu beiben."

Er setzte seinen Weg fort, ohne auf die Bitten und Thränen seiner Nichte zu hören, welche von Herrn Thompson wider Willen zurückgehalten, unaufhörlich rief:

„O nein, Oheim, nehmen Sie mich mit. . . . Sie haben nur mich noch auf Erden . . . ich will Sie nicht verlassen."

Endlich als jeder Widerstand fruchtlos blieb, ließ sie sich in die Festung führen, wo die Gemahlin des Kommandanten sie mit der größten Rücksicht behandelte.

Früh am folgenden Morgen begab sich Herr Thompson in Begleitung mehrerer Personen nach Rama, um dem armen Vater seine Dienste oder doch einigen Trost zu bieten. Am Thore trafen sie Billy und

Nancy, welche ihnen berichteten, daß sich Herr Harley unmittelbar nach seiner Ankunft in das Zimmer, wo die Leichen der unglücklichen Schlachtopfer ruhten, eingeschlossen und seine Einsamkeit zu unterbrechen verboten habe.

Ängstliches Gemurmel ward allenthalben gehört; man befürchtete, Herr Harley sei dem Schmerze unterlegen. Endlich ward an der Thüre geklopft. Herr Harley öffnete selbst.

„Bringen Sie mir Nachrichten von meinem Sohne?“ frug er Herrn Thompson.

„Keine, mein Freund; die Leute, welche ich ihm nachgesendet habe, sind noch nicht zurückgekommen.“

Herrn Harleys Stimme zitterte, er wechselte die Farbe, alles verriet seine innere Seelenbewegung; sobald er aber die Antwort vernommen, kehrte Ruhe auf seine Züge zurück.

„Es geschehe der Wille des Herrn,“ sagte er mit großer Selbstüberwindung, verabschiedete sich und floh in die Einsamkeit, dort seinen Schmerz zu verbergen.

X. Kapitel.

Der Gefangene bei den Wilden.

Wir trennen uns nun von der kleinen Gemeinde von Rama, überlassen ihr die Sorge für die Toten, welche sie beweint, um Corambo und seinen Gefährten zu folgen.

Die Wilden hatten kaum eine Stunde Vorsprung und wären bei Wilhelms Schwierigkeit, ihnen nachzukommen, ohne ihre Gewandtheit im Rückzuge durch den Wald, unfehlbar von Johann und seinen Soldaten eingeholt worden.

Sie umgingen die Sümpfe, folgten dem Laufe der Bäche, drangen durch die Engpässe, während die ihnen nachgesendeten Männer häufig durch Abgründe und andere Schwierigkeiten aufgehalten wurden.

Nach einstündiger, schweigsamer Flucht hielten die Indianer Rast.

Die Mohawks, Corambos Verbündete, warfen zornige, wilde Blicke auf Wilhelm; der junge Indianer aber, den er verwundet hatte, hörte nicht auf, leise zu murren.

Oramaïka bemerkte es und stellte sich zwischen ihm und Wilhelm, aus Furcht

vor einem plötzlichen Wutausbruche des Wilden.

Diese Bewegung weckte Corambo aus seinem finsteren, träumerischen Wesen, er schlug die Hände zornig zusammen und befahl Oramaïka, sich von dem Jünglinge zu entfernen.

Sie gehorchte und nahm traurig ihre Stelle neben dem Vater wieder ein, mit den leisen aber festen Worten:

„Wo sind Blick und Stimme meines Vaters? Corambo hat seine Tochter, Oramaïka aber ihren Vater nicht wiedergefunden.“

Corambo ward durch diesen Vorwurf bewegt; seine Züge milderten sich, er legte seiner Tochter die Hand auf.

„Meines Vaters Seele erwacht!“ rief sie freudig. „O, höre mich, höre mich!“

Corambo blickte sie schmerzlich lächelnd an.

„Warum,“ fuhr sie leidenschaftlich fort, „warum hat die Seele meines Vaters die lichten Höhen verlassen? Unschuldiges Blut war nie durch seine Waffe vergossen worden. Dieses Dach,“ sie zeigte auf Rama, „dieses Dach hat uns, meinen Bruder und mich, beherbergt; mütterliche Flügel haben uns geschützt, wir aßen das Brot der Kinder.

Warum ist Blut geflossen? Warum wird der Sohn unserer Wohlthäterin gefangen geführt? O, verschone ihn, sende ihn zurück! Bewahre dem Hause, das Todesschatten bedecken, doch ein Licht."

„Du willst, daß ich gegen sie barmherzig sein soll," sprach Corambo; „waren sie es gegen mich? Ist mein Volk nicht von ihrem mörderischen Stahle niedergemäht worden, wie die dürren Blätter vom Herbstwinde verweht werden? Hast Du Deinen älteren Bruder vergessen, Oramaïka? Ich sage Dir, so wie er starb, soll auch der sterben, für den Du bittest. Meine Seele hat sich gefreut, ihn an der Seite seiner Mutter kämpfen zu sehen, weil er sich dadurch würdig machte, als Opfer für Deinen unglücklichen Bruder zu fallen."

Oramaïka fühlte, daß ihres Vaters Entschluß unabänderlich sei. Sie warf einen Blick auf Wilhelm und erschrak bei dem Gedanken an sein unglückliches Los, an die verzehrenden Flammen, die schweren, ihn wund drückenden Fesseln, die Qualen, welche seiner harrten. Ein durchdringender Schrei entfuhr ihren Lippen, als Corambo den Marschbefehl erteilte.

„Still! junges Mädchen,“ rief Corambo, „Schreien und Jammern geziemt nur den Kindern und Feigherzigen.“

„Ich bin es, wenn es feigherzig ist, nicht zu wollen, daß der Vater eine Ungerechtigkeit selbst am Feinde begehe.“

Corambos Stirn heiterte sich auf, und seine Tochter wagte beizufügen:

„Mein Vater! sende den Jüngling zurück, dann wird unser Weg eben; der Himmel wird ihn erhellen, denn die Mutter sagte immer, daß die Sonne über der Seele des Mannes, der recht thut, nicht untergehe.“

Ohne es zu wollen, hatte Oramaïka die rachesüchtigen Leidenschaften ihres Vaters erregt.

„Deine Mutter, sagst Du? Führest Du ihre Worte an, um die Sache ihrer Mörder zu vertreten? ist ihr Grab nicht bei den Feinden? — Kein Wort mehr; ich verbiete es Dir, kein Wort von dem Engländer. Deine Güte für ihn vermehrt meinen Haß, und könnte mich vergessen lassen, daß Du meine Tochter bist.“

Oramaïka hatte keine Wahl, die Vorsicht gebot ihr, sich wenigstens scheinbar zu unterwerfen. Sie legte die Hand aufs

Herz und neigte zum Zeichen des Gehorsams das Haupt.

Wilhelm hatte wohl bemerkt, daß die Indianerin für ihn bat, obgleich sie in ihrer Muttersprache redete, ließen ihre flehentliche Stimme, ihre Gebärden keinen Zweifel über den Sinn ihrer Worte. Ruhig und gleichgültig erwartete er sein Los. Immer schwebten die sterbende Mutter, der Hilferuf der ermordeten Schwestern seiner Erinnerung vor; in diesem fürchterlichen Seelenzustande blieb er für Hoffnung und Furcht gleich unempfänglich. Endlich setzten sie ihren Weg fort, schlugen aber plötzlich eine andere Richtung ein und befanden sich am Ufer des Connecticut.

Die Wilden hatten zum Übergange über den Strom eine Stelle gewählt, wo die Windungen des Flusses und des Waldesdickicht sie den fernen Blicken entzogen, zu größerer Vorsicht warteten sie aber noch die Abenddämmerung ab.

Während sie damit beschäftigt waren, ihr kleines Fahrzeug flott zu machen, benützte Oramaïka einen unbemerkten Augenblick, um mit Wilhelm zu sprechen. „Blicke scharf auf unseren Weg,“ sagte sie, „wir

folgen der untergehenden Sonne; jeden Umweg bezeichnet ein dürrer Baum, oder ein abgerissener Zweig, oder ein mit dem Pfeil eingedrücktes Zeichen auf einen Stamm; sei auf Deiner Hut und wache mutig. Die Stunde der Flucht kann schlagen; benütze sie.“

Sie sprach leise, ohne sich zu bewegen oder die Augen aufzuschlagen, so daß ihr Vater, an dessen Ohr ihre letzten Worte undeutlich gedrungen waren, von dem Verweise, den er ihr geben wollte, abstand, als er, sich umwendend, sie stumm und regungslos wie eine Bildsäule erblickte.

Nach einigen Augenblicken standen die Wilden am entgegengesetzten Ufer; das Fahrzeug ward aus dem Wasser gezogen und in den Wald geschleudert.

Im Bewußtsein, daß sie ihren Feinden glücklich entronnen seien, schlugen sie ihr Nachtlager auf, und wählten zu diesem Zwecke eine Wiese, welche von der Seite des Flusses durch eine natürliche Umzäunung von ineinander geschlungenen Weiden, Ulmen und wilden Feigenbaumzweigen geschützt war.

Oramaïka schien vor Müdigkeit erschöpft, ihr Bruder brachte ihr Wasser aus einer

durch den Rasen hinsprudelnden Quelle; ein Mohawk zog aus seinem Gurt etwas gemahlenes Getreide, vermischte es mit Ahornzucker und reichte es ihr. Türkisches Weizenmehl und Fische bildeten Corambos und seiner Gefährten Mahlzeit. Der Appetit eines jungen Mannes ist bald zufrieden gestellt; Wilhelm hätte sich sonst leicht mit dieser gewöhnlichen Speise begnügt; aber jetzt verweigerte er die ihm dringend und wiederholt angebotene Nahrung und wich nicht von der Stelle, wo er sich in großer Erschöpfung niedergeworfen hatte.

Kein Seelenleiden vermag aber lange den Schlaf von den Augen eines Jünglings abzuhalten. Wilhelm hatte die vergangene Nacht durchwacht und verfiel daher bald in völlige Vergessenheit seiner Leiden. Auch die Indianer schliefen einer nach dem anderen ein, nur Oramaïka nicht, welche abseits in ihren Mantel eingehüllt, den Kopf gegen einen Baum stützte und in tiefes Nachdenken versunken schien.

Die Mohawks hatten sich zu beiden Seiten Wilhelms gelagert, so daß es dem Gefangenen unmöglich war, sich, ohne sie aufzuwecken, zu bewegen. Doch dem Wohl-

wollen und der Dankbarkeit fällt nichts schwer, beide Gefühle beseelten Oramaïka.

Sie wartete Mitternacht, wo der Schlaf am tiefsten ist, ab, näherte sich dann Wilhelm flüchtigen Schrittes, neigte ihren Mund an sein Ohr und rief ihn leise und deutlich; er verstand es durch ihre Gebärden, denn sie wagte kein weiteres Wort, daß sie ihn, die Gelegenheit zur Flucht zu benützen, dränge.

Die Liebe zum Leben ist zu stark, um lange im menschlichen Herzen schlummern zu können. Die Hoffnung lächelte dem Jüngling zu, die Flucht schien ausführbar. Tausend Vorstellungen bewegten seinen Geist. Er sollte seinem Vater wiedergegeben werden. Von Rama konnte er nicht sehr fern sein! Seine Feinde durften es nach Sonnenaufgang nicht wagen, in der Nachbarschaft zu verweilen! Eine halbe Stunde genügte, um ihn ihrer Verfolgung zu entziehen! . . .

Mit großer Vorsicht und ganz leise stand er auf, tiefe Stille herrschte allenthalben. Er warf einen Blick auf Oramaïka, welche ihm von neuem bedeutete, unverzüglich zu fliehen.

XI. Kapitel.

Die Verfolgung.

Der Mond schien durch die Baumzweige und warf ein zitterndes, mattes Licht auf die Gruppe der Wilden. Wilhelm blickte um sich und berechnete, wohin er den ersten Schritt thun sollte.

„Setze ich den Fuß auf diese Seite,“ dachte er bei sich, die Kleidung seiner Wächter betrachtend, „oder auf diese dürren Blätter, so bin ich verloren.“

Während dieser kurzen Erwägung, murmelte einer der Indianer einzelne Worte im Traume, wandte sich um und faßte Wilhelm am Knöchel. Der Jüngling biß sich in die Lippen, behielt aber Geistesgegenwart genug, um den ihm entfahrenden Schrei zu unterdrücken, und erkannte bald an der nachlassenden Bewegung des Wilden, daß dieser seine Hand bloß im Schlafe nach ihm ausgestreckt habe. Freudig blickte er wieder auf, aber bald erfaßte ihn ein neuer Schrecken, der Oramaïka mit ihm zittern machte. Sie hörten fernes Plätschern der Ruder auf dem Wasser. Beide horchten still und atemlos,

die Schläge wiederholten sich rasch und kamen immer näher; bald vernahmen sie den Ruf:

„Nicht dorthin, Kinder, nicht dorthin! Etwas höher." Freude erfüllte Wilhelms Herz, der eine befreundete Stimme erkennend, ihr entgegeneilen wollte; der Mohawk aber, durch den Lärm aufgeschreckt, faßte ihn am Beine, zog mit der anderen Hand ein Messer und setzte es ihm auf die Brust, bereit, ihn bei der leisesten Bewegung, bei dem geringsten Laute niederzustoßen.

Vorsicht ist der leitende Instinkt schwacher Geschöpfe; nichts kann den immer auf der Hut stehenden Indianer überraschen. Corambo und der andere Mohawk erwachten gleichfalls und blieben starr und regungslos stehen, wie die sie umgebenden Bäume.

Die Männer im Kahne, unschlüssig, ob sie vor- oder rückwärts schreiten sollten, hielten inne.

„Das ist eine höchst gefährliche Sache, Johann," sprach der eine, „sich so in den Wald hinein zu wagen. Das heißt den Kampf mit den wilden Tieren in ihren eigenen Höhlen aufnehmen. Sie können aus ihren Raubnestern hervorbrechen und

über uns herfallen, wenn wir's am wenigsten erwarten."

„Und wenn auch," erwiderte Johann im Tone eines Mannes, der Mut und Überzeugungskraft einflößen will, „sind wir nicht sieben rüstige, herzhafte Christen?" —

„Zugestanden, daß die Überlegenheit auf unserer Seite wäre, wenn wir es nur mit dem einen Teile zu thun hätten; kennen wir die Fallstricke nicht, welche uns von verschiedenen Seiten gelegt worden sein mögen. Unser Unternehmen dürfte leicht als bare Thorheit erscheinen; es ist unsinnig, das Leben so vieler für einen zweifelhaften Erfolg aufs Spiel zu setzen.

Die Spuren des Feindes haben wir bisher richtig verfolgt, seitdem wir aber auf dem Wasser sind, haben wir die Fährte verloren. Ihr wisset ja, wie klug und gewandt die Kerls den Wald durchstreifen. ... Meiner Treu, wir haben, scheint mir, nichts Besseres zu thun, als umzukehren und die Nachsuchung aufzugeben."

„Halt! Halt! meine Freunde," rief Johann im Augenblicke, wo seine Gefährten Reißaus nehmen wollten, „ich kann euch nicht alle für Feiglinge ansehen. Einige

unter euch haben neben mir die Köpfe der Pequoden abgeschlagen, wie Mäher das Getreide schneiden. Möchtet ihr den Vorwurf verdienen, den Schurken aus Mutlosigkeit nicht nachgesetzt zu haben? Gehet denn alle nach Rama zu dem kinderlosen Vater und saget ihm: Wir durften es nicht wagen, zur Rettung deines Sohnes den Wald zu betreten, weil wir für unser Leben fürchteten. Ich erkläre euch, daß ich mit Gottes Hilfe, solange mir ein Atemzug bleibt, nicht heimkehre, ohne den Jüngling gefunden zu haben; und hofft einer unter euch auf Gottes Barmherzigkeit, so halte er's mit mir."

Allsobald riefen alle, daß sie auf ihrem Vorhaben beharren wollten.

„Gott lohne es euch, Freunde!" erwiderte Johann neu auflebend. „Wußte ich's ja, daß es nur einer Mahnung bedurfte, um in euch die alte Tapferkeit hervorzurufen. . . .

Ach! hättet ihr meine arme Gebieterin gekannt! . . . Die sanfteste und beste Frau! . . . Ich darf nicht darandenken! . . . Und der edle, wackere junge Herr! Nun, laßt uns stromaufwärts fahren; hier können

wir nicht landen, das Ufer ist zu steil. Höher oben treffen wir's vielleicht besser."

„Halt! Halt!" rief einer aus der Mannschaft, „nähert euch ein wenig dem Ufer; da sieht etwas einem Fußpfade gleich. Gerade weil die Landung auf dieser Seite unmöglich scheint, werden sie die Indianer vorzugsweise gewählt haben."

In diesem Augenblicke näherten sie sich der Stelle, wo Corambo und seine Gefährten verborgen lagen, so sehr, daß sich Wilhelm durch den leisesten Hauch hätte zu erkennen geben können; die geringste Bewegung aber brachte ihm unfehlbar den Tod.

Solche, die einen schweren Traum gehabt, wo das Leben an einem Worte hängt, welches man nicht auszusprechen vermag, werden sich eine Vorstellung von Wilhelms Gefühlen machen können. Die Hilfe nahe und für ihn nutzlos!

„Ihr irrt euch," sprach ein anderer, „was ihr sehet, ist die Spur eines Reihers."

Die Wilden hatten auch sorgfältig alle Zeichen ihrer Landung entfernt.

„Etwas höher oben ist eine kleine Bucht; vielleicht finden wir dort, was wir hier vergeblich suchen."

„Wenigstens,“ erwiderte Johann, „können wir, nachdem wir den Strom verlassen haben, die Richtung nach Osten besser einschlagen. Ich habe einen Kompaß. Die Jäger behaupten, daß keine Hütte zwischen diesem Orte und dem Honzatonikerthale liegt. Die Thalbewohner sind in Frieden mit uns; haben wir sie erreicht, ohne auf den Feind gestoßen zu sein, so wissen wir, daß jede Nachforschung vergeblich ist und wir umzukehren haben.“

„Recht so! Recht so!“ riefen alle einstimmig, warfen die Ruder aus und steuerten der Bucht zu.

Wilhelms Herz sank, als das Plätschern immer ferner ertönte, doch verließ ihn die Hoffnung nicht ganz; voll jugendlichen Feuers berechnete er sogleich die ihm bleibende Aussicht zur Flucht.

„Ist es mir dieses Mal nicht gelungen,“ dachte er, „so kann mir's ein anderes Mal gelingen. Meine Freunde haben vielleicht das Glück, den Mördern den Rückzug abzuschneiden.“ Oramaïka überließ sich nicht den nämlichen Hoffnungen. Sie kannte die drohende Gefahr, den unerschütterlichen Ent-

schluß ihres Vaters. Als der Kahn sich entfernte, warf sie sich in großer Niedergeschlagenheit auf die Erde nieder. Es mag den Leser wundern, daß die Indianer ihren Schlupfwinkel nicht zum Angriffe benützten; ihre Feinde waren aber in doppelter Anzahl und Corambos Hauptzweck war, sich und seinen Kindern den Rückzug zu sichern; dazu mußte er ein Zusammentreffen mit seinen Verfolgern vor allem vermeiden.

Nach kurzer Beratung mit den Mohawks beschloß Corambo, seine Stellung bis Tagesanbruch zu behaupten. Überzeugt, daß sie die von den Engländern eingeschlagene Richtung leicht entdecken und ihr ausweichen würden, hofften sie bald einen bedeutenden Vorsprung über sie zu gewinnen. Es kann unsere Absicht nicht sein, den fliehenden Indianern Schritt für Schritt zu folgen. Ihre Gewandtheit im Zuge durch die Wüsten, im Umgehen ihrer Verfolger ist zu bekannt, um einer näheren Beschreibung zu bedürfen. Nachdem sie den Weg, den Johann und seine Gefährten einschlugen, zurückgelegt hatten, zogen sie durch die dichtesten Wälder mit der nämlichen Sicherheit, welche Reisende

empfinden, die heutzutage jene romantischen Gegenden in bequemen Wagen und auf gebahnter Straße besuchen.

Den Connecticut verlassend, folgten sie den steilen Ufern eines vom Frühlingsregen angeschwellten, gewaltig zwischen den Bergen brausenden Stromes, der gegen seinen Ursprung zu eng eingeschlossen, sich in verschiedenen Wasserfällen herabstürzte.

An einem Orte, den die Indianer den Bergbusen nannten, wurde das Ufer so schmal, daß sie ins Wasser treten mußten, die an beiden Seiten wachsenden Gesträuche umschlangen und verzweigten sich zu einem über den Wasserfall reichenden Laubbogen.

Von dort vertieften sie sich wieder in das Waldesdunkel, setzten über steile Berge, sumpfige Schluchten und erreichten am dritten Tage das untere Honzatonikerthal.

XII. Kapitel.

Der Vorabend der Hinrichtung.

Wilhelm hatte den langen beschwerlichen Weg mit einem Mute und einer Ausdauer

zurückgelegt, welche ihm das Wohlwollen der Wilden erwarb, die der starkmütigen Überwindung körperlicher Schmerzen stets bereitwillig Anerkennung zollen. Es lag aber der Freude Corambos über die Geduld und Leidensverachtung des Jünglings noch etwas anderes zum Grunde. Er erkannte in ihm ein würdiges Opfer der Sühne, für welche er ihn bestimmte. Mit der Freude über seinen Besitz wuchs aber auch die Sorge, ihn zu verlieren. Zweimal war Wilhelm nahe daran, durch Oramaïkas Beistand die Freiheit wieder zu erlangen; das Komplott wurde aber entdeckt und steigerte die Racheluſt des Indianers, der sie zu befriedigen nicht länger zögern wollte. Er bestimmte dazu den folgenden Morgen.

Beim Austritte aus der letzten Schlucht bot sich den Blicken der Wilden ein neues Schauspiel dar. In anmutiger Abwechslung standen Hügel, Thäler, Wiesen und Bäche vor ihnen, hohe Berge begrenzten die romantische Landschaft und schützten sie vor den Nordwinden. Ein milder Regen war gefallen und lichte, tausendfarbig schimmernde Wolken stiegen von Süden am Hori-

zonte auf und erhöhten die Schönheit der Gegend.

Im Thalesgrunde schlängelte sich der Honzatonik, dessen Fluten sich bald im engen Kanale drängten, bald in weiten Wasserflächen die Wurzeln der üppig an seinen Ufern wachsenden Bäume bespülten.

In jener Zeit erhob sich keine vielarmige, lärmende Mühle auf seinen, durch keine Brücke noch verketteten Gewässern; der einzige Zeuge menschlichen Treibens war der leichte, seine Wogen durchziehende, oder ruhig am Ufer harrende Kahn.

Unsere Wanderer folgten den Windungen des Honzatonik um einen kegelförmigen Berg, der bis auf die Stromesseite leicht zu besteigen war. Mit blühenden Lorbeeren ringsumher bedeckt, erhob sich nur von dieser Seite aus um seine Mitte ein senkrechter, nackter Fels.

Corambo und seine Gefährten betrachteten dieses erhabene Schauspiel von einer mit Laubwerk bedeckten Vertiefung aus. Wilhelm sah den aus Dorfhütten emporsteigenden Rauchwolken zu. Friede beherrschte den Ort; er gedachte seiner verwüsteten Heimat und Thränen füllten seine Augen.

Da warf Corambo einen wehmütigen

Blick auf einen einsamen, vom Blitze getroffenen und vom Sturme erschütterten Tannenbaum, dessen wenige Zweige sich zum Felsen erhoben, gleichsam um Schutz flehend gegen die Macht der Elemente, welche ihn seines frischen Schmuckes beraubt hatten. Dieser entblätterte Baum gab ein ziemlich treues Bild vom Haupte eines zerstreuten und aufgelösten Volkes.

„Sieh', mein Kind," sprach er zu Oramaïka, „wie diese Wurzeln der Erde entsteigen. Der Baum muß fallen. Höre das Sterbelied durch seine dürren Blätter säuseln."

„O Vater! warum horchst Du auf diese Trauertöne? merke lieber auf das leise Murmeln des Flusses, das Bild tugendhafter Seelen. Die alten Bäume wie die zarten Blumen erquickend, bringt sein Lauf Glück und Segen, bis er im Meere, dem Sinnbild unserer Unsterblichkeit, endet."

„Sprich mir nicht von Glück, Oramaïka; es ist verschwunden wie der Rauch meines heimatlichen Herdes. Ich sage es Dir, unsere Stammgeister sind um diesen sterbenden Baum versammelt. Dein von den Engländern gemordeter Bruder zeigt auf diesen Felsen. Es ist der Opferfels."

Das durchdringende Auge des Pequoden blickte vom Felsen auf Wilhelm.

Oramaïka faßte den entsetzlichen Sinn dieser Worte; die Hände faltend, brach sie in Thränen aus; ihr Schmerz gestattete ihr nur stumme Gebärden. Corambo warf einen wilden Blick auf sie und sprach: „Deine Bitten und Thränen sind vergeblich; mein Entschluß ist unabänderlich, hier muß er zur Ausführung kommen. Unvorsichtiges Kind, warum flehst Du für diesen Engländer? Auf den Trümmern unserer Hütte habe ich geschworen, keinen Sohn dieses feindlichen Geschlechtes zu schonen. Die Sterne des Himmels waren Zeugen meines Gelübdes; und jetzt, wo Dein Bruder durch den Tod dieses Jünglings gerächt werden kann, sollte ich ihm auf Dein Verlangen das Leben schenken? Nein, solltest Du mich mit den Augen Deiner Mutter anblicken und mit dem Tone ihrer Stimme anreden, so würde ich mein Gelübde dennoch lösen.“

Corambo hatte einen letzten, verhängnisvollen Entschluß gefaßt; von unsichtbaren Mächten, wie er glaubte, geleitet, dem eigenen Herzen vielleicht mißtrauend, wollte er die Ausführung nicht länger hinausschieben.

Die Mohawks wurden davon unterrichtet; während ihrer Beratschlagung schwangen sie öfter ihre Tomahawk und warfen wilde, drohende Blicke auf Wilhelm, deren Bedeutung er leicht verstand.

„Soll ich jetzt sterben?“

Sie schwieg.

Wilhelm dachte immer, daß die wilden Sieger ihn zum Tode verurteilen würden, hoffte ihn aber, so lange er fern war, gleichgültig zu erdulden. Jetzt, wo er unvermeidlich und in unmittelbarer Nähe drohte, sträubte sich seine Natur erschrocken dagegen, der Geist des unglücklichen Jünglings litt unsägliche, jeden körperlichen Schmerz überwiegende Qualen.

„So ist denn die Hinrichtung verzögert!“ dachte Oramaïka; sie seufzte tief auf, ihr gedrücktes Herz schien die zermalmende Last auf einen kurzen Augenblick abgeworfen zu haben, sie suchte in den Augen des Vaters die Stimmung seiner Seele zu lesen.

Corambo setzte schweigend den Weg zum nächsten Dorfe fort, das in einer sandigen Ebene gelegen, von friedlichen Menschen bewohnt, nach einer Seite hin, durch eine große Wiese, der gemeinsame Sammelplatz,

begrenzt war. Die Hütten, aus biegsamen, nach oben geschlossenen Pfeilern gebaut, standen zerstreut umher. Kleine Gärten, mit Bohnen und Gurken bepflanzt, umgaben sie. Nach einer alten Sage, die wie gewöhnlich Wahres und Falsches enthielt, war ihnen der Samen dieser Gewächse vom Großen Geiste aus Südosten, im Schnabel eines Vogels, gesendet worden. Als Corambo mit seinem Gefolge gegen Abend anlangte, waren die Weiber mit Gartenarbeit beschäftigt, einige Männer spielten mit den Kindern auf der Wiese; ein Indianer kehrte mit schönen, an einem Weidenzweige hängenden Forellen vom Flusse zurück, andere traten mit wilden Truthähnen, Rebhühnern und Hirschen beladen aus dem Walde.

Corambo schritt auf die Wohnung des Häuptlings zu, der ihn am Eingange empfing, und mit lebhafter Gebärde seine Freude über dessen sieggekröntes Unternehmen gegen die Engländer bezeigte. Es ward sogleich beschlossen, daß Corambo mit Wilhelm bei ihnen verweilen und die übrigen in die Hütte seiner Schwester geführt werden sollten.

Oramaïka begriff die Bedeutung dieser Anordnung nur zu gut, und wollte ihren

Vater, der seinen Befehl gebieterisch wiederholte, nicht verlassen.

Ihr Widerstand war fruchtlos, doch hätte sie ohne Wilhelms Dazwischenkunft einen zweiten Versuch gewagt.

„Geh' mit ihnen, Oramaïka," sprach er, „überlasse mich meinem Schicksale. Wir sehen uns wieder."

„Niemals! Dich erwartet der Tod."

„Fürchte nichts; ein Blick nach oben hat meine Todesangst überwunden. Ich gehe zu meiner Mutter, meinen Schwestern, zu dem Brüderlein."

Die Indianerin wandte sich wieder zum Vater:

„O mein Vater! ist Dein Herz felsengleich geworden? Willst Du Dein Kind sterben sehen?"

Corambo schwieg, den Blick abwendend, und bedeutete Wilhelm, ihm zu folgen. Er gehorchte; als aber die Strohmatte vor seinem Gefängnisse ihn von dem einzigen, ihm mit Treue und Teilname ergebenen Wesen trennte, vergoß er bittere Thränen, deren er sich, so natürlich sie in seiner Lage waren, dennoch schämte.

Nachdem er sich ausgeweint hatte, erhob

er seine Gedanken zu Gott; die mütterlichen Lehren, alle Worte des Vertrauens und der Ergebung, welche er oft gedankenlos ausgesprochen, traten lebendig vor seine Seele, und brachten ihm Trost und Frieden. Nur der Gedanke an seinen unglücklichen Vater schwächte seinen Mut. Doch überlassen wir ihn seiner Einsamkeit, die nichts unterbrach, als das düstere Geschrei der Eule und Corambos vor der Hütte langsam auf- und abgehende schweren Tritte.

XIII. Kapitel.

Unerwartete Befreiung.

Oramaïka, ihr Bruder und die beiden Mohawks waren in die Hütte der Schwester des Häuptlings geführt worden. Beim Eintritte trafen sie die Indianerin, ein altes, abgezehrtes, krankes Weib, auf ihrer mit Tierfellen bedeckten Strohmatte liegen. Sie erhob das Haupt und schrie beim Anblicke der Fremden, erwies ihnen aber alle Freundlichkeit, welche ihr Zustand gestattete, sobald sie ihre Herkunft und Waffenthaten erfuhr.

Die Hütte enthielt alle zur Gastfreundschaft der Wilden gehörigen Gerätschaften. Einige Stücke Holz brannten auf dem steinernen Herde in der Mitte des Wigwams. Der Rauch fand seinen Ausgang durch eine im Dache angebrachte Öffnung, über welcher eine künstlich geflochtene Matte, mittels eines von innen beweglichen Strickes, nach der Richtung des Windes gedreht werden konnte. Reinlich geordnete Tierfelle schmückten die Wände, Körbe von allen Gattungen enthielten gedörrtes Obst, Mais, Nüsse und Wildbret. Einiges Töpfergeschirr vollendete den für die einfachen Bedürfnisse der Bewohner hinreichenden Haushalt.

Die Reisenden bereiteten nach der Anweisung ihrer Gastwirtin die Abendmahlzeit, legten sich dann bis auf Oramaïka und einen Mohawk auf ihre Matten nieder und überließen sich einem tiefen Schlafe.

Oramaïka setzte sich zu den Füßen der alten Indianerin, ohne ein Wort zu reden. Sie beobachtete mit Ungeduld und banger Sorge die Bewegungen des Indianers, der Befehl zu haben schien, sie zu bewachen. Er stellte eine hölzerne Bank vor der Matte an die Thüre, und hielt ungestört Nachtwache.

Die Alte schlief unruhig und unterbrochen. Ihr wiederholtes Stöhnen zog Dramaïka von ihren traurigen Gedanken ab. Sie erkundigte sich, ob sie nichts zu ihrer Erleichterung thun könne. Die Kranke zeigte auf ein Gefäß, das auf glimmender Asche stand.

„Gieb mir einen Löffel von diesem Tranke; es ist ein Absud von allen Pflanzen, über welchen der Geist des Schlummers ruht.“

Dramaïka erfüllte das Verlangen der Kranken, welche allsobald in Schlaf versank.

Langsam und qualvoll verstrich die Nacht. Bei jedem Laute glaubte Corambos Tochter eine Todesbotschaft zu vernehmen; die Stille schien Geheimnisvolles und Schreckhaftes zu bergen. Endlich brach der Tag an; der Gesang der Vögel erwachte, die ersten Sonnenstrahlen drangen durch die Risse der Hütte, da traf ein neuer Klang Dramaïkas Ohr. Es waren die gemessenen Schritte mehrerer in der Ferne vorüberziehender Männer; das arme Mädchen, ihr Stillschweigen brechend, flehte den Mohawk inständig um die Erlaubnis an, die Thüre öffnen oder doch die Strohmatte aufheben zu dürfen.

Er schüttelte gleichgültig den Kopf; im selben Augenblicke erwachte die Alte und verlangte dringend nach Luft und Licht. Der Mohawk wendete sich der Matte zu; während er sie zu lüften bemüht war, goß Oramaïka mit der Schnelligkeit des Gedankens etwas vom Schlaftrunke der Kranken in seine mit Wasser gefüllte Kürbisflasche.

Wie freudig sah sie ihn, sich umkehrend, die Flasche in einem Zuge leeren.

Mit unruhigen Blicken schaute sie durch die Öffnung, ohne jemand wahrzunehmen.

In der Ferne, über dem Gipfel der Berge, erhob sich der Opferfels.

Nach langer Zeit erblickte sie ihren Vater, an der Spitze eines zahlreichen Gefolges, langsam dem Ende des Dorfes zuschreiten. Neben ihm ging der Häuptling. Wilhelm folgte festen, mutigen Schrittes, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Kopf etwas erhoben, so daß Oramaïka seinen zum Himmel gerichteten Blick zu unterscheiden glaubte. Nach ihm kamen alle Männer dieses Stammes, nach Alter und Rang, wie er ihrer Tapferkeit gebührte, geordnet. Oramaïka betrachtete sie mit stummer Verzweiflung. Der Zug trat in den Wald und verschwand

ihren Blicken. Später sah sie ihn den Berg auf einem schattigen Pfade hinansteigen. Sie fühlte, daß ihr Herz bei längerem Verweilen in ihrem Gefängnisse brechen müsse, näherte sich von neuem der Thüre, um durchzudringen, der Mohawk aber faßte sie mit eiserner Hand und stieß sie zurück.

Da warf sich Oramaïka ihrem Wächter zu Füßen, weinte, flehte, aber vergebens; der Wilde blickte sie in tiefer Apathie an. Schon hatte die Spitze des Zuges den Opferfelsen erreicht und sich im Halbkreise auf einer Hochfläche aufgestellt. Da versuchte sie es noch einmal, ihren unerbittlichen Wächter zu bewegen, er aber wies ihr Verlangen wiederholt zurück, diesmal jedoch mit erloschenem Auge und schwerer Zunge.

Oramaïka, welche bereits an der Wirkung des Trankes verzweifelte, bemerkte es und ihr reger Geist erkannte mit der Blitzesschnelligkeit des Instinktes, daß ihre Bestrebungen, den Mohawk zu gewinnen, den gewünschten Erfolg des Schlaftrunkes nur verzögerten. Scheinbar entsagte sie daher aller Hoffnung zu entfliehen, hüllte sich in ihren Mantel ein, und warf sich auf die Strohmatte hin.

Während sie sich der Ungeduld und Bekümmernis hingab, hörten die Wilden, auf dem Opferfelsen im Kreise sitzend, Corambos traurigem Berichte zu; seine erschlafften Züge belebten sich nur, wenn er unwillkürlich nach Wilhelm blickte.

Der junge Engländer erwartete sein Los mit ruhiger Würde und einer Ergebung, die dem Mute der damaligen Kolonisten von Neuengland entsprach. Diesen wilden Horden gegenüber zeigte er einen fast überirdischen Gleichmut.

Manche von den Zuschauern mochten wohl Teilname für den starkmütigen Jüngling fühlen und seine Rettung wünschen, aber gewisse Anschauungen von natürlicher Gerechtigkeit hielten sie zurück und galten ihnen so viel als den civilisierten Völkern ihre geschriebenen Gesetze. Andere, grausamerer Natur, schwangen ihre Tomahawks, und hätten sie, ohne Corambos Dazwischenkunft, gegen den Gefangenen geschleudert.

„Nein, Bruder, das ist meine Aufgabe. Von meiner Hand soll er sterben, zur Sühne für den Tod meines Erstgeborenen. Leben um Leben. Von einem Schlage soll er getroffen werden, wie jener. Das Blut der

Weißen fließt in seinen Adern; aber die Seele dieses fluchwürdigen Geschlechtes, dessen Dankbarkeit dem Nebel gleicht und dessen Versprechungen der Wind wie einen dürren Zweig verweht, besitzt er nicht. Er hat für seine Mutter wie der Adler für seine Jungen gekämpft; ich habe ihn auf den rauhen Gebirgspfaden beobachtet, das Blut floß von seinen wunden Füßen, er murrte und jammerte nicht. Er kann als würdiges Sühnopfer der klagenden Seele des heldenmütigen Kriegers, den mir der Große Geist zum Troste in meinem Alter geschenkt hatte, dargebracht werden."

So rühmte Corambo den zum Tode Verurteilten, wie die Alten ihre Opfer mit Blumengewinden und Bändern schmückten.

Darauf schwang er sein Beil über Wilhelms Haupt mit den triumphierenden Worten:

„Ihr sehet, er wankt nicht; eben so unerschrocken bestand mein Sohn die Drohung der Engländer, die ihn zum Verrat an dem Vater und der Heimat aufforderten. Oft hat man mich beschuldigt, gegen den Feind ein Weiberherz zu haben; urteilet selbst, Brüder, ob ich diesen Vorwurf verdiene;

bis auf den letzten Tropfen will ich das Blut dieses Engländers vergießen und sein Fleisch den Wölfen preisgeben."

Er bedeutete Wilhelm, sich auf das Angesicht niederzuwerfen, und fühlte selbst in diesem Augenblicke furchtbarer Rache die Regungen einer sanftern Natur.

Wilhelm sollte den Streich in dieser Lage nicht führen sehen.

Dieser kniete nieder, um seine Seele Gott zu empfehlen, faltete die Hände, sprach nicht und betete.

Da brach ein Sonnenstrahl durch den Umkreis der Bäume und erleuchtete Haar und Stirn des Verurteilten mit einem den Wilden übernatürlich scheinenden Lichte. Sie erblickten darin ein Zeichen, daß ihr Opfer wohlgefällig aufgenommen sei und erhoben ein weithin schallendes Geschrei.

Wilhelm neigte das Haupt und berührte den Felsen mit der Stirne; Corambo erhob die tödliche Waffe, da erschien plötzlich Oramaïka auf der steilsten Seite der Felsenwand und rief:

„Haltet ein, Vater!"

Zugleich streckte sie den Arm aus, aber zu spät; das Beil fiel und traf statt Wil-

helms Haupt den Arm seiner jugendlichen Beschützerin; das zitternde Glied stürzte in den Abgrund.

Corambo wankte und fiel besinnungslos nieder; die Wilden alle eilten mit großem Geschrei herbei.

„Entfernt euch!“ rief Oramaïka, „ich habe sein Leben mit dem meinigen erkauft... flieh’, Wilhelm! sprich nicht, flieh’! . . . dorthin gegen Osten!“ . . .

Wilhelms Seelenkräfte waren durch den raschen Wechsel so heftiger Gemütsbewegungen wie gelähmt. Es herrschte nur mehr das Gefühl des Dankes und der Bewunderung für die Retterin seines Lebens in seinem Herzen. Regungslos stand er da. Endlich riß er sich los und verschwand.

Die Stimme der Natur siegte auch im Herzen der Wilden; keiner verfolgte den Fliehenden; seine Rettung schien allen wunderbar. Die Gefühllosesten huldigten unwillkürlich dem Heldenmute des jungen Mädchens und hielten sie für ein überirdisches, von göttlicher Kraft getragenes Wesen.

Ihre Handlung glich auch fast einem Wunder. Sobald der Trank ihren Wächter eingeschläfert und der andere Mohawk sich

entfernt hatte, entfloh sie aus der Hütte und wagte den verzweifelten Versuch, den Felsen auf der einzigen, sie deckenden Seite zu erklimmen, um sich ihrem Vater, dem sie sich durch den Halbkreis der Zuschauer nicht nähern konnte, plötzlich zu zeigen.

Sie fragte nicht nach der Ausführbarkeit ihres Unternehmens; von höherer Eingebung getrieben, eilte sie vorwärts.

Kaum vermochte sie den Fuß in die spärlichen Klüfte der steilen Felsenwand zu setzen; die einzelnen hervorwachsenden Gesträuche bogen sich wie Grashalme unter den darauf ruhenden Vögeln; so groß aber ist die Macht der Dankbarkeit, daß Oramaïka mit Hilfe dieser schwachen Stützpunkte den Gipfel des Felsens erreichte und ihr großmütiges Vorhaben ausführte.

XIV. Kapitel.

Hoffnungsloser Schmerz.

Während dieser Ereignisse setzten Johann und seine Gefährten ihre Nachforschungen am Ufer des Flusses fort. Der Mond ver-

barg sich häufig hinter dichten Wolken und der Mut entsank den müden Schiffern.

„Halt ein, Johann," rief einer der Soldaten des Gouverneurs, „ich kann nicht weiter."

„Kehren wir lieber um," sprach ein anderer, „und benützen unser bißchen übrige Kraft, um Rama zu erreichen. Dort sind wir sicherer als unter . . ."

„Nach Rama! nach Rama ohne Wilhelm!" rief Johann, „nein, nein, und sollte ich ganz allein alle Schlupfwinkel der Pequoden im Walde durchwandern, ich kehre ohne Herrn Wilhelm nicht in das verwüstete Haus zurück; ich muß meinen jungen Gebieter wiederfinden oder den Schlägen seiner Feinde erliegen."

„Gut gesprochen, Johann," erwiderte der Soldat, „wenn Du lebenssatt bist, hast Du recht, Herrn Wilhelm hartnäckig aufzusuchen; wir aber, deren Gebieter er nicht ist, sind nicht willens, Dir zu folgen."

„Ambley," sprach Johann ernst, „ich habe im Interesse aller Pilger die größten Gefahren bestanden. Ich habe das Knie des Indianers, der mich bei den Haaren faßte, um mich mit der verwünschten Gewandt-

heit dieser Belialskinder zu skalpieren, auf meiner Brust gefühlt. Du weißt es wohl, wie sie uns einmal, dreißig an der Zahl, auf einer Expedition in einem morastigen Sumpfe überfielen und plötzlich in aller Stille aus dem Gebüsche hervorbrachen." ...

„Ja," unterbrach ihn Ambley, „der Überfall bekam uns ganz gut, von vierundzwanzig kehrten drei von uns zurück."

„Still," rief Johann, etwas unwillig, in seiner kriegerischen Rede unterbrochen worden zu sein, „still, ich höre leises Rauschen auf dem rechten Ufer."

„Das sind einige dreißig im Gebüsche versteckte Indianer, oder irgend ein kleiner, zwanzig Schuh langer Taugenichts, der uns Nachrichten von den Flüchtlingen bringt," bemerkte laut der unverbesserliche Ambley.

Der Mond leuchtete in dem Augenblicke hell über dem Kahne, und in geringer Entfernung sah man die Schilfrohre sich bewegen, neigen und wieder aufrichten, wie auf unseren Feldern das wallende, vom Winde gebeugte Korn sich nach dem Gewitter wieder erhebt.

Ein gellender Schrei ertönte über den Häuptern der Soldaten, und bald verkündete

ihnen der Flügelschlag eines scharlachroten Brachvogels, daß eine Schlange mit tödlichem Gifte im Schilfe unweit verborgen liege. Bald stürzte derselbe Vogel an der Stelle, wo sie die Bewegung wahrgenommen, nieder und schwang sich wieder rasch empor, im gekrümmten Schnabel den Feind haltend, dem er längst aufgelauert, um ihn zu verzehren.

Umsonst versuchte es Johann, seine Gefährten zurückzuhalten; alle widersetzten sich der Fahrt, murrten gegen den treuen, tapferen Diener und schwuren, daß sie sich um keinen Preis weiter wagen wollten. Die ermutigendsten, kriegerischen Erinnerungen, die Hoffnung auf Herrn Harleys Belohnung, der Ruhm, der den glücklichen Ausgang einer so gefahrvollen Unternehmung krönen würde, nichts blieb unversucht; aber Johanns Gefährten gaben ihm kein Gehör und schlugen seine Beredsamkeit in den Wind.

Die Nacht brach über dem Gewirre ihrer widersprechenden Meinungen ein, und das aufsteigende Morgenrot überzeugte bald den armen Johann von der Nutzlosigkeit seiner eifrigen Bestrebungen. Vor ihnen, am Ende des Sees, erhob sich eine senkrechte Felsen-

wand, die der Fuß des kühnsten Wilden wohl nie betreten hatte, rechts breitete sich ein Urwald aus, dessen jungfräuliches Dickicht dem Sonnenstrahle stets unzugänglich, seine wohlthuende Wirkung in seinen Tiefen nie erfahren, links stand ein mit schlammiger Kruste überdeckter Sumpf, dessen grüne, ein unerfahrenes Auge täuschende Oberfläche, einen Abgrund verbarg, in welchen jeder Schritt tiefer versenkte und der Tod häufig gefunden wurde. Die Strahlen der aufgehenden Sonne zerstreuten einen dichten Nebel, der, vor ihnen fliehend, seinen feuchten Tau den hundertjährigen Bäumen des Waldes brachte.

Kein Laut ward in dieser weiten Einsamkeit vernommen; nur zuweilen tönte das Geschrei der Papageien und Brachvögel, das Pfeifen der am Ufer verborgenen Schlangen durch das feierliche, trauererfüllte Schweigen der Natur.

Johann war tapfer: mehr als einmal hatten die Indianer seinen Mut erfahren und seine zahlreichen Wunden gaben dafür Zeugnis. Doch konnte er, um sich blickend, einen unwillkürlichen Schauer nicht unterdrücken. Herrn Harleys Schmerz, Wilhelms

Gefahren sprachen laut zu seinem Herzen, er erkannte aber die Fruchtlosigkeit weiterer Nachforschungen, erfaßte das Ruder und gab dem Fahrzeuge eine andere Richtung. Glücklich, diesen wilden Gegenden zu entrinnen, ehrten die Gefährten seine Trauer und wagten keine Freudenbezeigung; schweigend steuerten sie dem verlassenen Hause zu.

Unweit Rama begegnete der treue Diener seinem unglücklichen Herrn, der ihm und seinen Begleitern Tag für Tag entgegenging.

„Ich wollte sterben oder mit Herrn Wilhelm zurückkehren, aber die haben es nicht gewollt," rief er, sich ihm zu Füßen werfend. Ein Strom von Thränen bedeckte sein Angesicht.

„Gott hat es zugelassen," sprach Herr Harley, den eigenen Schmerz über den seines treuen Dieners scheinbar vergessend. „Unterwerfen wir uns, lieber Johann, und beten wir die göttlichen Ratschlüsse an."

In Begleitung der Soldaten begab er sich zur Festung, um dem Gouverneur für seine rührende Teilname zu danken und seine geliebte Nichte, fortan der einzige Gegenstand seiner Liebe, abzuholen.

Helene, welche so jung, bereits Zeuge

so schwerer Trübsale geworden war, bestrebte sich, durch die innigste Hingebung dem tiefbekümmerten Gemüte ihres Oheims Erleichterung zu bringen. Sie begleitete ihn auf seinen einfachen Spaziergängen, ehrte sein Stillschweigen, oder bezeigte durch einen Seufzer eine Zärtlichkeit, daß ihre jugendliche Seele seine Herzensqual verstand und wohl wisse, daß es für solche Leiden keine menschlichen Trostgründe gebe. Jeden Tag verlängerte Herr Harley seinen Ausgang; die Hoffnung trieb ihn weiter, und jeden Tag kehrte er trauriger und niedergeschlagener zurück.

Eines Tages, als er früh morgens nur in Johanns Begleitung fortgegangen war, führte ihn sein Weg bis an die Ufer des Connecticut. Johann konnte sich eines tiefen Seufzers beim Anblicke dieses Flusses nicht erwehren, und Herr Harley sah zwei dicke Thränen über seine Wangen herabfließen.

„Da war es, nicht wahr?“ sagte er, seine stumme Sprache verstehend.

„Ja,“ antwortete der treue Johann, „da haben wir uns eingeschifft. Ach, wäre ich allein gewesen, so scheint mir's, hätte ich meinen jungen Gebieter wiedergefunden.

Ich wollte landen, den Wald nach allen Richtungen durchstreifen, Ihren Sohn heimführen oder sterben, aber sie haben nicht gewollt."

„Könnten wir nicht wollen, was sie nicht gewollt," sprach eine sanfte Stimme.

„Wie, Helene! Du bist mir gefolgt, allein in diese dichten Wälder!"

„Ich folge Dir bis ans Ende der Welt, teurer Oheim," sprach das junge Mädchen, sich ihm in die Arme werfend.

„Sollen wir der Ahnung Johanns nachgeben?"

Freudig dachte sie, daß neue Nachforschungen Herrn Harleys Kummer auf kurze Zeit wenigstens Einhalt thun dürften.

„Ach, vergebliche Mühe!" seufzte der Vater traurig.

„Wer weiß! Der Trauer folgt die Freude."

Ohne es zu beabsichtigen, hatte Helene großen Einfluß über ihren Oheim gewonnen. Er willigte ein und sie kehrten nach Rama zurück, im Geiste mit dem Plane beschäftigt, der einen Hoffnungsschimmer in das gebrochene Herz des unglücklichen Vaters senkte.

XV. Kapitel.

Die Klapperschlange.

Die Reisevorkehrungen waren bald getroffen. Tags darauf befanden sich Herr Harley und seine Mündel in Begleitung der beiden Diener Johann und Walther auf dem Wege zum Urwalde. Zwei von dem Gouverneur erbetene Soldaten aus der Festung vollendeten den Zug.

Sie schifften über den Connecticut und betraten bald den Wald, wo Wilhelm so große Angst, Furcht und Hoffnung erlebt hatte. Kaum hatten sie einige Meilen zurückgelegt, als sie einen auf einem Felsenstücke zusammengekauerten Indianer zu erblicken glaubten. Sich Gott empfehlen und die Waffen ergreifen, war das Werk eines Augenblickes; doch bald verschwand ihre Angst, denn der Gegenstand derselben eilte vom Felsen herab und näherte sich den Reisenden. Caraina war es, welche längst die Umgegend verlassen und sich Herrn Harleys Nachforschungen entzogen hatte.

„Dein Haus hat mein Elend oft beherbergt,“ sprach sie zu Herrn Harley;

„meine erfrorenen Glieder haben sich an Deinem Herde erwärmt, Dein Tisch, um welchen die Deinigen saßen, hat mich häufig mit Speise gestärkt. Ich erflehte vom Großen Geiste, mich Dir einst dankbar erweisen zu können. Der Augenblick ist gekommen, ich kann Dir vergelten: die Mutter, welche Deine Landsleute ihrer Söhne beraubten, giebt Dir das einzige Kind, das euch von den Meinigen gelassen wurde, zurück."

Stumm und regungslos konnte Herr Harley Caraina, welche bereits ihrer Hütte zuging, nicht folgen. „O, wie mutlos bist Du!" rief sie zurückkehrend aus, „stark gegen den Schmerz, erliegst Du der Freude."

„Herr," sprach endlich Harley, in Thränen ausbrechend, „Dein Name sei gelobt! und Dich, gutes Weib, segne Gott für den mächtigen Trost, den Du meinem Herzen bringst. Sage mir, wie und wo hast Du meinen Sohn wiedergefunden?"

Ist das Herz des Europäers der Gerechtigkeit verschlossen, so öffnet sich das des Pequoden dem Danke.

Corambos Tochter vermochte die Rache des Vaters nicht aufzuhalten; sie schwor aber, den Sohn ihrer wohlthätigen Freunde

zu befreien. Ich war ihre Vertraute und habe, ihr zu helfen, weder die Fluten des Connecticut, noch die Dunkelheit des Waldes, noch die Hitze des Tages, noch die nächtliche Finsternis gefürchtet. Sieh' hier Deinen Sohn, er schläft; halte den Atem ein, der Traumgeist muß ihn noch wiegen, er bedarf es.

Im Schatten einer Birke lag Wilhelm in süßem Schlummer. Sein glücklicher Vater betrachtete ihn mit unaussprechlicher Wonne und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihn so wunderbar beschützt und ihm wieder zugeführt habe. Neugestärkt erwachte Wilhelm, erkannte die Züge seines Vaters und warf sich ihm in die Arme.

„Mein Kind," rief Herr Harley, den Sohn mit Küssen und Thränen bedeckend, „so bist Du denn wieder mein, lange habe ich Dich vergeblich gesucht; wie gut ist Gott, der Dich mir zum Troste gelassen! Komm, laß uns in die Heimat zurückkehren."

Wilhelm, dessen Kräfte sich durch Carainas Pflege erholt hatten, schickte sich an, seinem Vater zu folgen, und drückte dem großmütigen Weibe noch seine innige Dankbarkeit aus. Vater und Sohn drangen in

sie, mit ihnen zu ziehen, und sie willigte freudig ein. Die kleine Gesellschaft setzte sich in Bewegung, nur Helene war etwas zurückgeblieben, um Blumen zu sammeln, als plötzlich eine Klapperschlange aus dem Gebüsche hervorbricht, sie in die Hand beißt und blitzesschnell verschwindet. Ein leiser Schrei, der ihr entfuhr, rief die Voraneilenden zurück.

„Helene, mein teures Kind!“ rief Herr Harley, „was ist Dir? Deine Hand ist voll Blut?“

„Es ist nichts,“ erwiderte Helene, die Hand mit erzwungenem Lächeln schüttelnd.

„Nichts,“ murmelte Johann, der von dem Hergange Zeuge gewesen war, mit bebender Stimme, „nichts! seit wann ist das Gift der Klapperschlange nichts?“

Herr Harley überhörte diese Worte, las aber die Gedanken seiner Begleiter auf ihren bestürzten Gesichtern und rief in großer Angst:

„Großer Gott! war es eine Klapperschlange?“

Alles schwieg. Zögernd unterbrach Wilhelm die Stille:

„Vater, ich kenne ein unfehlbares Mittel

gegen den Biß jedes Tieres.“ Bei diesen Worten faßte er Helenens Hand und wollte sie an den Mund führen.

„Wie,“ rief Herr Harley ihn abhaltend, „Du willst Dich dem sicheren Tode preisgeben?“

„Viele Beispiele, Vater, sprechen dafür, daß man ohne Gefahr für sich das Gift aus der Wunde saugen kann.“

„Du irrst Dich, mein Kind, Caraina aber muß Gegenmittel kennen.“

Er wandte sich gegen die Indianerin. Sie war verschwunden. Johann und die beiden Soldaten riefen ihr laut nach — keine Antwort.

„Ich weiß nicht,“ sprach Johann zu seinem Herrn; „aber etwas Dämonisches scheint in dem Weibe zu stecken; sie führt uns das verloren geglaubte Kind zurück und jetzt, wo . . .“

„Johann, ich habe es Dir schon gesagt,“ unterbrach ihn Wilhelm, „Du beschuldigst immer Oramaïka und Caraina feindseliger Absichten gegen uns und doch verdanke ich beiden das Leben. Oramaïka hat mich aus den Händen ihres Vaters, im Augenblicke, wo mich der tödliche Streich treffen sollte,

befreit, und ohne den Beistand der guten Indianerin, welche mir die Vorsehung zuführte, wäre ich unfähig gewesen, den Weg nach Rama zurückzulegen. Sie hat meine Schwäche unterstützt und wie eine zärtliche Mutter für meine Bedürfnisse gesorgt."

„Ich glaube es, mein Sohn, aber eilen wir der Festung zu. Hier haben wir keine Hilfe zu erwarten."

In größter Eile wurde eine Tragbahre aus Baumzweigen und langen Grashalmen verfertigt, mit Moos bedeckt und die Verwundete darauf gelegt. Die beiden Diener und Soldaten nahmen sie auf die Schultern und durchzogen zum zweiten Male die lichte Fläche, um in den Wald zu gelangen.

Helenens Erschöpfung durch die Tageshitze und den raschen Wechsel der Gemütsbewegungen erhöht, beschleunigte die Wirkungen des Giftes. Das Übel machte reißende Fortschritte. Kaum hatte man den Wald erreicht und schon war die Wunde furchtbar entzündet, der Arm scharlachrot und hoch geschwollen; auf den Zügen des jungen Mädchens zeigten sich die Merkmale des Todes. Die Umstehenden vergingen fast vor Angst und Verzweiflung.

„Eilen wir!“ rief Herr Harley beständig, und schritt gegen seine Gewohnheit so rasch vorwärts, daß ihm seine Begleiter kaum folgen konnten.

Bereits hatten sie einige hundert Schritte im Walde zurückgelegt, als sie Caraina mit einem großen Bündel Kräuter kommen sahen. Sie bedeutete den Trägern, still zu stehen, zog unter ihrem Gewande ein irdenes Gefäß hervor und schnitt eine Anzahl Blätter hinein. Darauf sammelte sie trockenes Moos, zündete es mit dem Gewehre eines Soldaten an und befestigte das Geschirr über der Flamme.

Bei Helene hatten sich unterdessen Delirium und nervöse Unruhe, des Todes unmittelbare Vorgänger, eingestellt.

Herr Harley folgte, ohne davon sichtlich ergriffen zu werden, den Bewegungen der Indianerin, die bei sorgfältiger Zubereitung ihrer Kräuter hie und da einen prüfenden Blick auf die Verwundete warf.

Als sie fertig war, goß sie der Sterbenden etliche Löffel von der Flüssigkeit ein, wusch die Wunde damit aus und wiederholte das Mittel in kurzen Zwischenräumen öfter. Helene gab bald Zeichen einer bedeutenden Besserung. Sie atmete freier, die

Röte im Gesicht schwand allmählich, die Stirn ward klarer und bald nahmen ihre Züge den gewohnten ruhigen und sanften Ausdruck wieder an.

„Fürchte nichts mehr für sie,“ sprach Caraina, „sie hat dem Grabe den Rücken gewendet. Ich bleibe hier und wache bei ihr mit Deinen Freunden, Du lege Dich zur Ruhe, ehe Du den Fluß hinabgehest. Deine Wange ist bleich vor Kummer und Ermüdung.“

Herr Harley zog sich mit Wilhelm und Johann in geringer Entfernung zurück und versuchte vergeblich am Fuße eines Baumes einzuschlafen.

Nach zwei Stunden versicherte ihn Caraina, daß seiner Rückkehr nach Rama kein Hindernis mehr entgegenstehe.

„Du hast Dich gewiß über mein rasches Verschwinden nach dem Unfalle Deiner Nichte gewundert; hätte ich mich aber mit euch nutzlosem Jammer überlassen, so besäßest Du nur mehr ihre Leiche. Ich erkannte die drohende Gefahr und eilte, die Kräuter, deren Kraft ich erprobt habe, die aber leider sehr entfernt, nur in der Nähe der Quellen wachsen, zu sammeln.“

„Dir sei Dank, großmütiges Weib," erwiderte Herr Harley mit herzlichem Händedruck.

Bei einbrechender Nacht langte der Zug glücklich in Rama an, und Helenens Gesundheit ward bald durch fortgesetzte, sorgfältige Pflege vollkommen hergestellt.

XVI. Kapitel.

Der Zug durch die Wüste.

Wir lassen nun Wilhelm die Neugierde seiner Freunde selbst befriedigen, und die dem Leser noch unbekannten Einzelheiten seiner Reise erzählen.

„Als ich aus der Betäubung, die der seltsamen Lösung des Aktes, in welchem ich als Opfer zu figurieren glaubte, erwachte, blickte ich zur Sonne auf, um mich zu orientieren, und lief, so schnell ich konnte, in der bezeichneten Richtung fort.

Ich hoffte, den Weg, auf dem ich gekommen war, wieder zu finden, aber diese Hoffnung schwand mit jedem Schritte; die Ermüdung nötigte mich einzuhalten; als ich mich von dem verhängnisvollen Orte fern

genug glaubte, setzte ich mich nieder und nährte mich von wilden Beeren. Im Bewußtsein, daß ich, meinen Feinden sicher zu entrinnen, die Richtung nach Osten einschlagen müsse, entschloß ich mich, ihr im Vertrauen auf die Vorsehung zu folgen.

Ich wanderte fort bis in die Nacht, legte mich in eine Felsenkluft zur Ruhe und flehte die Hilfe des Himmels gegen die wilden Tiere, von welchen ich mich umgeben wähnte, an.

Als ich erwachte, stand bereits die Sonne hoch am Himmel, ich dankte Gott für den Schutz der Nacht und setzte meine Wanderschaft fort. Gegen Abend erreichte ich das Ufer eines breiten Sees, und beschloß, da ich nicht übersetzen konnte, ihn seiner anscheinend kürzeren Seite nach zu umgehen; schon verzweifelte ich an dem Gelingen meines Unternehmens, als ich auf glimmender Asche die Überbleibsel einer Mahlzeit, wie sie die Wilden zu halten pflegen, vor mir erblickte. Ich griff hungrig nach einem halbverbrannten Stück Fleisch und verzehrte es; ohne an die Gefahr einer Begegnung mit den früher hier Anwesenden zu denken, näherte mich dem Ufer und gewahrte mit

Schrecken und Überraschung den an einen Weidenbaum befestigten Nachen eines darin schlafenden Indianers.

Der unvermeidlichen Gefahr entgegentretend, schritt ich auf das Fahrzeug zu; der Indianer erwachte; er war ein Jüngling in meinem Alter, über meinen Anblick erschrocken; ich gab ihm ein freundschaftliches Zeichen, trat in seinen unsicheren Kahn und bedeutete ihm, daß ich ans andere Ufer gesetzt zu werden wünsche. Ob er mich verstand, weiß ich nicht, er erhob aber sogleich ein großes Geschrei. Das Blut stockte in meinen Adern, gedanken- und regungslos, wußte ich nicht, ob ich fliehen oder die Entscheidung meines Schicksals in anderer Weise erwarten sollte.

Nach einigen Minuten namenloser Angst sah ich hinter den am See angrenzenden Bäumen zwei Indianer in so raschem Laufe hervortreten, daß der sehnlichste Wunsch, ihnen zu entfliehen, meine Schritte nicht so hätte beflügeln können. Meine letzte Kraft zusammenraffend, ging ich ihnen entgegen; das heftige Zittern meiner Glieder und die Blässe meines Angesichtes, ich fühlte alles Blut zum Herzen drängen, schien Mitleid

in beiden Männern zu erwecken. Sie betrachteten mich mit teilnehmender Neugierde, und der eine sprach in gebrochenem Englisch zu mir:

Du scheinst Dich hierher verirrt zu haben, wahrscheinlich auf der Jagd?

Ich verneinte es, und erwähnte meiner Reise in eine westliche Gegend, von wo aus ich heimzukehren wünschte. Sie beratschlagten sich leise und kurz, worauf der bereits Eingeführte mir sagte:

Ich kenne Dein Volk, dem ich die Tierhäute, welche ich auf der Jagd gewinne, verkaufe. Zeigen wir Dir den Weg in Dein Land, so verlieren wir die Frucht unseres Handels; die Ufer des Sees liefern so reiche Ausbeute, daß es Thorheit wäre, den Augenblick unbenützt zu lassen.

Diese Worte gaben mir Mut; es galt nur mehr die Habsucht der Männer durch die Aussicht auf ein reiches Geschenk zu gewinnen. Ich trug unter meinem Gewande ein schönes, goldenes, an einer gleichartigen Kette befestigtes Kleinod, in welchem Haare meiner Mutter eingeschlossen waren.

Es hatte einen unschätzbaren Wert für mich; der Gedanke, mich davon zu trennen,

empörte mein Gefühl, doch blieb mir kein anderes Rettungsmittel, da ich kein einziges Geldstück besaß.

Während die Wilden das hervorgezogene Kleinod mit gierigen Blicken betrachteten, leuchtete ein von der Vorsehung mir eingegebener Gedanke durch meine Seele; ich übergab ihnen Kette und Kleinod, nachdem ich die Haare daraus entfernt hatte, und sprach:

Diese können für euch keinen Wert haben, mir aber rufen sie eine geliebte Mutter zurück, ich wünsche sie aufzubewahren, nehmet Kette und Kleinod, sie sind euer, wenn ihr mich ans andere Ufer bringen und mir den Weg in die Heimat zeigen wollet.

Der Handel taugte ihnen, sie überließen mir die Haare und bedeuteten mir, ihnen zu folgen. Wir betraten den Einbaum und fuhren ins Weite.

Bald erhob sich ein starker Wind, dunkle Wolken bedeckten das Firmament. Die beiden Indianer versuchten unseren Ausgangspunkt wieder zu gewinnen, aber die heftigen Windstöße, welche uns ans entgegengesetzte Ufer trieben, widersetzten sich ihrem Vor-

haben; notgedrungen mußten sie sich dem Sturme überlassen, dessen Schauer durch das Rollen des Donners und die durch die dunkle Nacht zuckenden Blitze noch vermehrt wurden.

Plötzlich traf ein Blitzstrahl unser Fahrzeug; an seinem Leuchten erblickten wir den einen Indianer, der mich angeredet, bewußtlos auf dem Boden. Der Jüngling stieß einen Schrei aus; es war sein Vater. Mit der Hilfe des zweiten erfaßte er das Haupt des Unglücklichen, neigte das Ohr horchend an seine Brust und rieb ihm die Glieder.

Während dieser Belebungsversuche hatte sich der Sturm gelegt, der Nachen glitt rasch vorwärts, stieß aber bald auf eine kaum mit Wasser bedeckte Sandbank.

Der junge Indianer zog seinen Vater aus dem Kahne, legte ihn auf den Rasen und bestrebte sich von neuem, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Als er endlich erkannte, daß er tot sei, warf er sich auf ihn, schloß ihn in die Arme und überließ sich ganz seinem verzweiflungsvollen Schmerze....

Am folgenden Morgen überschaute ich den Weg, den wir zurückgelegt; statt den See in seiner Breite zu durchschneiden, hatten

wir ihn fast der ganzen Länge nach befahren. Ich dankte Gott für meinen Führer, folgte dem Wilden auf dem heißersehnten Pfade in die Heimat und ließ den jungen Indianer bei der Leiche seines Vaters.

Nach etlichen Meilen Weges befand ich mich wieder an dem Orte, wo ich mit Corambo Rast gehalten hatte, und nahm, da ich nicht mehr fürchten konnte, irre zu gehen, Abschied von meinem Führer, der mir einen Teil seiner Mahlzeit überließ, mir glückliche Reise wünschte und zum Sohne seines verunglückten Freundes zurückkehrte.

Oramaïkas früheren Andeutungen zufolge schlug ich den bezeichneten Weg ein, hätte aber ohne Carainas unvermuteten Beistand vor Ermüdung und Hunger nicht weiter gekonnt.

Das großmütige Weib war mir entgegen gegangen, um ihren Speisevorrat im Falle meiner Befreiung durch Oramaïka, mit mir zu teilen und rief mich im Augenblicke, wo meine Kraft mich verließ, ins Leben zurück."

Glückselig, seinen geliebten, verloren geglaubten Sohn wieder gefunden zu haben, hätte sich Herr Harley nie mehr von ihm

zu trennen gewünscht, Wilhelms zukünftiges Glück erheischte aber dieses Opfer. Er konnte in seinen gegenwärtigen Verhältnissen die ihm erforderlichen Kenntnisse nicht sammeln, und da beschloß sein Vater nach schweren, inneren Kämpfen, ihn zur Vollendung seiner Erziehung nach England zu senden.

Helene wurde nun der Gegenstand seiner zärtlichsten Pflege; auf eine mütterliche Leitung für sie bedacht, übergab er sie einer talent- und verdienstvollen Erzieherin Miß Pierson, deren einziger Fehler eine den Puritanern eigentümliche, zu strenge, finstere Andacht war, welcher die jugendliche Munterkeit ihres Zöglings zur Pein wurde. Bei aller Liebe für Helene quälte sie sie oft durch harte Zurechtweisungen, und ermüdete sie mit langen, herben Strafpredigten. Nancy veranlaßte ihr ebenfalls manche Leiden und übte die herrische Laune einer alten Dienerin an ihr aus; Helene beklagte sich in ihrer Gutmütigkeit nicht, litt geduldig, weinte aber bitter über ihre abhängige Lage. Ihren einzigen Trost fand sie in einsamen Spaziergängen unweit Rama; da gedachte sie ihrer Mutter und Jenny; die letzten Worte Vater O'Learys schwebten ihrem Sinne vor;

sie las in dem Buche, das ihr die Vertraute, die Freundin ihrer geliebten Mutter, zurückgelassen hatte, und ein köstlicher Friede durchströmte ihr Herz.

Zuweilen besuchte Helene auch die gute Caraina, welche wieder in die Nachbarschaft gezogen war. So oft Herr Harley auf die Jagd ging, versammelte man sich bei der Hütte der Indianerin. Sie war von der armen Waise, trotz aller Verschiedenheit ihres Wesens, gern gesehen, und sollte nun auch bald auf immer von ihr scheiden.

Eines Tages trat die Alte mit einem Korbe voll wilder Beeren und verschiedener Obstarten zu ihr ein.

„Das ist der armen Caraina letztes Geschenk an ihre junge Freundin,“ sprach sie mit zitternder Stimme; „der Große Geist ruft mich zu den Meinigen zurück; ich sehe sie wieder.“

„Der Weg ist weit, Caraina,“ sprach Herr Harley wehmütig.

„Der, welcher dem Meere gebietet, den Flügel des auf seiner Oberfläche flatternden Vogels nicht zu benetzen, und den Fuß des Lama vor dem spitzigen Dorn behütet, wird mich stärken und schützen. Ich will in den

Armen jener sterben, die ich habe geboren werden sehen.

Lebet wohl, gedenket meiner.“ —

Herr Harley bemühte sich vergeblich, sie zurückzuhalten, und beauftragte sie, der Tochter Corambos, sollte sie noch am Leben sein, die Fülle seines Dankes auszusprechen. Caraina versprach es und verbarg im Fortgehen ihre unwillkürlich hervorbrechenden Thränen unter dem Zipfel ihres Mantels.

Oramaïka.

II. Bändchen.

I. Kapitel.

Frohe Botschaft.

„Ihre Wünsche, Herr Major, werden binnen zwei Tagen alle erfüllt sein. Herr Lioncel ist heute abend in Boston erwartet."

„Lioncel — an Tapferkeit ein Löwe, vorsichtig und klug im Rate, kühn in der Ausführung, eben so liebenswürdig als unerschrocken. Es giebt Familien, wo die Herzhaftigkeit erblich ist. Der Urgroßvater dieses Jünglings, Ralk, war ein ganzer Held und der beste Freund meines Vaters," fügte der Major tief aufseufzend bei.

„Herr Major," sagte Ralk sich verneigend, „beklagen Sie Ihren würdigen, wackeren Vater nicht so sehr; er ist an Ruhm und Jahren reich gestorben. Ach! wenn er noch lebte, hätten die Pequoden

kein gutes Spiel. Der wüßte sie zu Paaren zu treiben und ihre listigen Anschläge zu vereiteln. Wie der Vater, so der Sohn zum Glück. Sie, Herr Major, ich und Lioncel genügen, um das verwünschte Geschlecht, wenn es sich an uns wagen sollte, zu zerstören."

„Sie werden es, Ralf, die Leute sind mutig."

„Ja, mutig in ihren Sümpfen, wo sie sich wie Krokodile verkriechen, auf ihren Bäumen, wo sie wie Papageien sitzen; aber stellt mir sie einmal ins Feld und da werdet Ihr sie wie Gazellen fliehen sehen. Schöne Tapferkeit, wahrhaftig! Da sehe ich Herrn Wilhelm über den Platz kommen, soll das Frühstück aufgetragen werden?"

„Ja freilich, wozu fragst Du?"

„Wird Mistreß dabei sein?"

„Ja, Sergeant, ja."

„Miß Lelia und Miß Jenny." ...

„Eile Dich doch, Ralf, seit wann bekümmerst Du Dich so um häusliche Kleinigkeiten. Ein alter Soldat sollte ihnen fremd sein."

„Ein alter Soldat, ein alter Soldat,"

brummte der Sergeant auf die Thüre zugehend, „fünfundvierzig Jahre wiegen noch keine sechzig; ach! die Vorgesetzten, wie lassen sie ihre Überlegenheit fühlen."

„Nun, was räsonniere ich da wie ein Schulbube. . . . Ralk, Ralk, wo bleibt die Disciplin?"

Während Ralk sich langsamen Schrittes entfernte, nahm Major Thompson einen Brief aus seinem Schreibpulte und las ihn mit Aufmerksamkeit, hie und da innehaltend, murmelte er undeutliche Worte vor sich hin, und lächelte wohlgefällig. Wilhelm Harley stand bereits vor ihm, ohne daß ihn der in seine Lektüre vertiefte Major gesehen hätte. Endlich rief Herr Thompson, ganz von kriegerischen Gedanken eingenommen: „sie sollen nur kommen!" und schlug mit drohender Gebärde den Hut aus der Hand des jungen Kolonisten.

„Frohe Botschaft, frohe Botschaft, lieber Wilhelm," fuhr er, ohne an eine Entschuldigung zu denken, fort, „Cesar Lioncel kommt heute abend nach Boston und von Boston hierher."

„Ich werde mich sehr freuen, ihn zu sehen," sprach Wilhelm, die Hand des

Majors drückend. „Es war mein teuerster Freund, sein sanftes Wesen, seine große Herzensgüte verbreiteten einen unaussprechlichen Reiz über unseren Umgang; er konnte kein Kind beleidigen" ...

„Diese Eigenschaften sind in gewöhnlichen Zeiten kostbar," sprach der Major ungeduldig, „aber heutzutage, namentlich in Rama, würde wenig damit ausgerichtet sein; mich freuen sein Mut, seine Tapferkeit, seine Klugheit im Rate und Kühnheit in der Ausführung mehr" ...

„Aber von welchem Lioncel sprechen Sie denn, Herr Major?" unterbrach ihn Wilhelm gleichfalls.

„Von Cesar Lioncel, dem Sohne des Advokaten in London, Karl Lioncel, Enkel des Benoni, dessen Tapferkeit ihm den Namen Hannibal Lioncel, der Kühne, der Tapfere, erworben; sein Andenken ist in unseren Gegenden gesegnet; von Cesar Lioncel, der, als würdiger Abkömmling seines Großvaters, die Feder mit dem Degen vertauschte und uns die Hilfe seines Armes in dem beginnenden Kampfe auf Leben und Tod anbietet."

„Mir steht der Verstand still," sagte

Wilhelm mit unterdrücktem Lächeln; „ich kenne wohl Cesar Lioncel, Sohn eines Advokaten in London, aber von seiner Tapferkeit“ . . .

„Sie bezweifeln sie?“ sprach der Major mit Aufregung.

„Ich habe in meinem Freunde nie etwas Heldenartiges gefunden.“

„Karl Lioncel kann nicht täuschen. Lesen Sie seinen Brief; lesen Sie ihn laut.“

Wilhelm gehorchte und las mit stets wachsendem Erstaunen, wie folgt:

„Lieber Major!

Ich hoffte, daß mein Sohn einst den edlen Vorzug haben würde, als Beschützer der unterdrückten Unschuld deren Rechte mit aller Macht des Talentes und allem Reiz der Beredsamkeit zu vertreten. Der Himmel hat es anders beschlossen. Er widmet sich einer noch edleren Bestimmung, der Vertheidigung des Vaterlandes, dem Waffenruhme, der Vertilgung jener wilden Horden, die euere Wohnorte verwüsten. Ich sende ihn Dir; suche ihn mir zu erhalten, doch verschone ihn nicht; er träumt nur von Gefahren, kühnen Angriffen, Tod und Kampf. Du kannst ihn ohne Sorge verwenden, er

eignet sich zu allem; an Tapferkeit ein Löwe, ist er eben so liebenswürdig als unerschrocken. Klug im Rate, kühn in der Ausführung, wird er den schönen Namen Lioncel verherrlichen. Sei ihm Vater.

Dein treuer Karl."

Wilhelms Erstaunen bei der Lesung dieses Briefes läßt sich nicht beschreiben. Teils um Herrn Thompson nicht aufzubringen, teils um jeden Verdacht gegen Karl Lioncels Wahrhaftigkeit oder Einsicht zu unterdrücken, unterwarf er sich der Meinung, daß sein Freund seinen Namen bewähren und ein echter Cesar sein würde.

„Nun," sprach Herr Thompson mit triumphierender Miene, „was halten Sie davon?"

„Die Natur des Menschen ist veränderlich; sei er in kriegerischer oder friedlicher Stimmung, wird es mich jederzeit freuen, Lioncel wieder zu sehen. Unterdessen lassen Sie uns in das Speisezimmer gehen, wo meine Schwestern und Nichten uns erwarten. Wir werden Ralfs Jagdausbeute verzehren; der wackere Sergeant läßt sich von den Pequoden und ihren Verbündeten in seinem Jagdgeschäfte nicht irre machen."

„Sie sind allein, Herr Wilhelm," sprach Mistreß Thompson zum Eintretenden; „Miß Helene versagt uns ihren Besuch."

„Sie ist bei meinem Vater geblieben, dessen Leiden täglich zunehmen," antwortete Wilhelm grüßend.

„Ich dachte mir, daß Miß Pierson sie gefangen halte," sprach lachend Mistreß Thompsons jüngste Tochter.

„Immer boshaft, Jenny," entgegnete die Ältere; „wie lange wirst Du Miß Pierson verfolgen?"

„Bis ich Cesar Lioncels Tapferkeit, seine Klugheit im Rate, seine Kühnheit in der Ausführung loben werde," sprach halblaut die schelmische Jenny, welche ein Blick der Mutter zum Schweigen brachte.

Beim Frühstück war der Major unerschöpflich im Lobe des jungen Mannes, was ein spöttisches Lächeln um Jennys Lippen hervorrief. Lelia hingegen hörte mit Wohlgefallen die Waffenthaten seines Urgroßvaters erzählen und Wilhelm nahm sich zusammen, um den guten Herrn Thompson durch seine Mienen nicht zu ärgern.

Gelegentlich berichtete Wilhelm dem Major, was er über die Stellung der

Indianer erfahren hatte. Sie seien bis in die Mitte des Waldes vorgedrungen und schienen einen Angriff wagen zu wollen, hätten aber plötzlich, ohne einen Pfeil abzudrücken, die Flucht ergriffen.

Da die gewöhnliche Taktik dieser Völkerschaften eine verräterische ist, beschloß man, Rama mit einer starken, unter Ralks Befehle stehenden Schutzwache zu umgeben. Wilhelm verabschiedete sich bei den Damen, die ihm tags darauf einen Besuch bei Helene abzustatten versprachen, und zog sich in Begleitung des Majors zurück, der selbst nach Rama wollte, um Herrn Harley die frohe Botschaft der Ankunft Lioncels, welchen er als den Retter der Kolonie betrachtete, persönlich zu überbringen.

II. Kapitel.

Cesar Lioncel.

Unsere Leser werden sich wundern, ganz unbekannte Personen, von welchen etwa nur der Name des Majors ihrem Gedächtnisse eingeprägt blieb, eingeführt zu sehen. Die

Zeit aber reißt in ihrem raschen Laufe alles mit sich fort, neue Menschen erscheinen, die uns Bekannten treten zurück, oder verschwinden ganz vom Schauplatze dieses Lebens.

Sieben Jahre waren seit der Katastrophe in Rama verflossen und hatten, ohne jedoch durch merkwürdige Ereignisse bezeichnet zu sein, manche Veränderungen hervorgebracht. Neue Kolonisten hatten sich in der Nähe angesiedelt, Herr Harley aber, ganz seinem Schmerze hingegeben, hatte mit ihnen nur Höflichkeitsbezeigungen gewechselt. Helenens einförmiges Leben teilte sich in die Pflege ihres Oheims, einsame Spaziergänge und die Besuche in der Festung, wo ihr die göttliche Vorsehung zu ihrem Troste aufrichtige Freunde finden ließ.

Der Kommandant Thompson, Herrn Harleys Freund, war in einem Gefechte gegen die Indianer geblieben, sein Bruder, der Major, hatte ihn ersetzt und stand bereits seit drei Jahren seinem gefahrvollen Amte mit Eifer vor. Mistreß Thompson hatte sich nicht entschließen können, den Ort, wo sie ihren geliebten Gatten verlor, zu verlassen, und stand ihrem Bruder als

treuergebene Schwester zur Seite. Ihre beiden Töchter, in London erzogen, waren seit zwei Jahren ins elterliche Haus zurückgekehrt und Helenens Freundinnen, ihre einzige Freude bei den von ihrer Lage unzertrennlichen Beschwerden.

Wilhelm hatte glänzende Studien gemacht; die stets abnehmende Gesundheit seines Vaters aber rief ihn zur Erfüllung seiner kindlichen Pflichten von der Hauptstadt nach Rama zurück. Er verließ Herrn Harley nur, um sich den Angelegenheiten der Kolonie, welche im Augenblicke, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder aufgreifen, höchst gefährdet waren, zu widmen.

Die Indianer hatten ihre Kräfte gesammelt.

Aus den Trümmern mehrerer Volksstämme bildete sich eine imposante Schar, die, von Rache beseelt, durch tägliche Brandstiftungen, Diebstähle und Mordthaten die Kolonisten beunruhigte und den Siegern verkündete, daß die Wut der unterjochten Stämme einen Kampf auf Leben und Tod in Aussicht stelle.

Dieser Besorgnis verdankte Major Thompson die frohe Botschaft, welche ihn

so hoch beglückte. Man hatte von der Regierung Verstärkung verlangt, und der Sohn seines Freundes, zum Lieutenant ernannt, eilte dem bedrängten Rama zu Hilfe.

Der Tag nach Wilhelms Besuch in der Festung sollte für Helene ein Freudentag werden. Alles war zum Empfange ihrer Freundinnen und deren Mutter bereit, und schon am frühen Morgen suchte das Auge der Waisen die erwarteten, teuren Gäste. Umsonst; die Indianer waren unweit des Festungswalles in großer Anzahl drohend erschienen, die Damen durften den Ausgang nicht wagen. Doch kaum brach der dritte Tag an, als eine kleine Schar Bewaffneter auf der breiten, ebenen Straße nach Rama sichtbar wurde. Helene erkannte bald ihre vertraute Freundin Lelia, Mistreß Thompson, Jenny und Zamilda, ihre junge Sklavin, welche einen Binsenkorb auf dem Kopfe trug; den Nachtrupp bildete der Major, stolz auf den Arm eines jungen Fremden gestützt.

„Wilhelm! Wilhelm!“ rief das junge Mädchen, die Treppe rasch hinuntereilend, „der Major, meine Freundinnen und Cesar

Lioncel, der Mann des Rates und der Ausführung."

Wilhelm lächelte und gab seinem Vater Nachricht, während Helene das Frühstück anordnete.

Herr Harley erreichte das Wohnzimmer im Augenblicke, wo Johann den Major anmeldete.

„Mein Freund," sprach dieser, den jungen Fremden bei der Hand fassend, „ich stelle Ihnen Cesar Lioncel vor, dessen Tapferkeit uns zur Stütze dienen soll."

Cesar errötete und seine schüchterne, sanfte Physiognomie überzog sich mit einem Ausdrucke von Scham, der sich beim Anblicke Wilhelms erhöhte. Alles vergessend, stürzte er sich in seine Arme und Thränen benetzten seine Wangen. „So weit, mein Freund!" dann fügte er leise bei, „Gott will mich trösten."

Wilhelm drückte ihm die Hand und bat dann um Erlaubnis, sich mit seinem Freunde, dem die emphatischen Lobeserhebungen des Majors eine wahre Marter zu verursachen schienen, zurückziehen zu dürfen. Herr Thompson willigte ein, man sah ihm aber an, daß es ihm ein großes Opfer koste, sich von seinem Helden zu trennen.

„Wie kommst Du zu uns?“ fragte ihn Wilhelm, sobald sie allein waren.

„Ach, mein Vater hat es gewollt.“

„Du hast also die Laufbahn der Waffen nicht erwählt?“

„Ich habe nie daran gedacht, eine Wahl zu treffen, hätte ich es aber gethan, so wäre ich nie Militär geworden.“

„Warum aber dann?“

„Mein Vater wollte es. Ich fürchte ihn über die Maßen und weiß ihm nur zu gehorchen.“

„Armer Lioncel! Aber, Freund, eröffne Dich dem Major; er ist vortrefflich, wird Dich nach London zurücksenden, Deinem Vater schreiben und der lästige Zwang nicht länger . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Lioncel mit Entsetzen. „Mein Vater verläßt London in drei Tagen, um nach Boston, seiner Vaterstadt, zurückzukehren; von Ruhmesgedanken erfüllt, will er dem Schauplatze meiner Waffenthaten näher rücken.“

„Ich werde sterben, lieber Wilhelm,“ fügte der arme Cesar seufzend bei, „die thörichte Einbildung meines Vaters aber in mich verschließen, Gott wird mir meines

Opfers wegen gnädig sein. Bewahre das Geheimnis meiner Schwäche, Wilhelm, und wenn ich sterbe — doch nein, später werde ich Dir meine letzte Willensmeinung entdecken. Sage, Freund, ist der Krieg mit den Wilden so furchtbar, daß man den Mut derjenigen, die ihn wagen, so hoch rühmt?"

„Ihre Rache ist gräßlich," erwiderte Wilhelm mit unwillkürlichem Schauder beim Andenken an seine Vergangenheit.

Cesar fuhr zusammen, verbarg das Gesicht in seine Hände, blickte dann zum Himmel auf und schien von Gott Mut zu erflehen.

„Am Ende," sprach er mit wehmütigem Lächeln, „sterbe ich nur zu der mir festgesetzten Zeit, und soll das Schlachtfeld mein Grab sein . . . das Schlachtfeld . . . Wilhelm, wir werden uns oft sehen, nicht wahr?"

„Täglich, mein Freund, wenn Du es wünschest."

„Ja täglich, Du wirst mir Mut einflößen und Gott mir Ergebung verleihen. Man hält diese für den Mut der Feigherzigen, ich aber betrachte sie als die schönste Tugend des Christen."

Die freundschaftliche Unterhaltung währte noch eine Zeit lang fort, bis sich des armen Lioncel Gemüt mehr beruhigte, dann kehrten die Freunde in das gemeinschaftliche Wohnzimmer zurück, wo die unerschöpflichen Komplimente des Majors bei der Aufzählung der Gefahren, welche dessen Großvater bestanden und welchen er endlich unterlegen, den vermeintlichen Helden neuerdings quälten. Cesar sah sein Schicksal vor Augen und zitterte; an die Unterdrückung seiner Gefühle gewöhnt, ließ er aber seine Seelenbewegung nicht merken, und der Major fand darin eine Veranlassung, seine Herzhaftigkeit, seinen heldenartigen Gleichmut zu rühmen.

Die Gäste brachten den ganzen Tag in Rama zu, und Helene erlebte recht glückliche, in ihrem Leben so seltene Stunden. Herr Harley selbst schien im vertrauten Kreise neue Lebenskräfte zu schöpfen, und versprach seinen Freunden, acht Tage später den Besuch, mit welchem sie ihn erquickt hatten, zu erwidern. Helene drückte ihren Freundinnen freudestrahlend die Hand.

„Wieder ein Tag der Freude, Lelia," sprach sie.

„Der Freude! ach, wenn der Mensch

hienieden auf eine frohe Stunde rechnet, vergißt er, daß er in einem Jammerthale ist, und die flüchtige Täuschung erhöht den ihn treffenden Schmerz.“ —

III. Kapitel.

Die junge Indianerin.

Der Mond strahlte sein sanftes Licht über die einsame Landschaft aus. Helene war in den Garten hinabgestiegen und schwelgte im süßen Andenken an die Erlebnisse des Tages. Mit lebhafter Phantasie, einem liebenden, empfindsamen Herzen begabt, fand die junge Waise im freundschaftlichen Verkehre mit den Thompsons reine, nur edlen Seelen bekannte Freuden und dankte Gott für einen so köstlichen Trost in ihrer Vereinsamung. Die Freundschaft ist auch in der That eine große Wohlthat des Himmels; es ist so erquickend, mit einer verwandten Seele Leid und Freude zu teilen, zu lieben und geliebt zu werden. Helene genoß dieses Glück mit dankbarem Herzen und erwog bei sich selbst die Worte

ihres lieben Buches: Wer einen treuen Freund besitzt, hat einen Schatz gefunden.

In diesem Augenblicke zieht ein Schatten durch die Bäume des Gartens; Helene tritt vorwärts, ein Gefühl der Furcht beschleicht sie, sie will fliehen, als eine bebende, sanfte Stimme ihr zuruft:

„Ums Himmels willen, wenn Du Helene Harley bist, fliehe mich nicht, die Furcht darf an diesem Orte nicht auf Deiner Seite sein.“

Helene blieb stehen; die unbekannte Stimme drang so sanft, so überzeugend an ihr Ohr, daß alle Furcht aus ihrem Herzen wich.

„Ich bin Helene Harley, und wer bist Du?“ sprach sie näher tretend.

„Ich bin Ihnen fremd,“ erwiderte die Unbekannte, „es ist wahr, und doch . . . mein Name,“ sprach sie zögernd, „ist Oramaïka.“

„Oramaïka! Wilhelms Retterin! Ach, komme, daß mein Oheim Dir seine Dankbarkeit beweise, komm,“ und Helene wollte sie ins Haus ziehen.

„Nicht doch; ich bin nicht Wilhelms oder Herrn Harleys wegen hier, ich komme für Sie.“

„Für mich, wie so?“

„Eine heilige Angelegenheit hieß mich allen Gefahren trotzen. Nur wenig Zeit ist mir gegönnt. Ich soll eine Frage an Sie stellen, Miß Harley? Erinnern Sie sich Ihrer Mutter?“

„Ihr Andenken begleitet mich überall; zur Freude und zum Schmerze.“

Die Indianerin zog unter ihrem Mantel ein kupfernes Kruzifix hervor. „Dieses Kreuz empfing ihren letzten Seufzer.“

„Meine Mutter!“ rief die Waise, erfaßte das Kruzifix, und berührte mit ihren Lippen die Seitenwunde Jesu.

Oramaïka war auf die Kniee niedergesunken, die Augen zum Himmel erhebend, betete sie mit inniger Andacht. Helene, neben ihr stehend, betete gleichfalls und hielt das Kruzifix mit beiden Händen fest.

„Wollen Sie auch den Gott anbeten, den Ihre sterbende Mutter anbetete?“ fragte Oramaïka.

„Ich bete Gott an,“ lispelte Helene, „dieses Kreuz aber war im Besitze eines würdigen Priesters; wie ist es in Deine Hände gekommen?“

„Das wahre Licht hat mich erleuchtet. Die Sonne erhellt nicht bloß die Berges-

höhen, ihre Strahlen dringen auch in die Tiefen der Thäler."

„Sprich, Vater O'Leary — —."

„Hat mich zum Kinde Gottes gemacht," sprach Oramaïka feierlich. „Der Pequodenhäuptling, mein Vater, der Ihren Vetter ermorden wollte, von dessen Hand so viele Opfer der Rache fielen, hat das Wasser der Wiedergeburt über seine Seele fließen fühlen. Er ist Christ."

„Mein Gott, mein Gott, erleuchte mich!" sprach Helene, das Kreuz an ihr Herz drückend.

„Er ist Licht und Liebe; flehen Sie zu ihm. Er wird Sie in die Tiefen Ihrer Seele schauen lassen. Sein Wort ist lieblich wie das Lächeln des Kindes, und der Mut, den er giebt, stärker als der Mut der Löwen in der Wüste."

„Mein Gott, meine Mutter!" wiederholte Helene.

„Himmelslicht strahle in ihr Herz," sprach die junge Indianerin unter Freudenthränen.

„Miß Harley, Miß Harley," rief eine Stimme, welche aus dem Vorzimmer zu kommen schien.

„Es ist Nancys Stimme," sprach Dramaïka, „o, lassen Sie sie nicht erfahren, daß ich hier bin."

„Im Augenblicke, Nancy," sprach Helene, sich vor Dramaïka stellend, „kehre ich nach Hause;" dann, sich zu Corambos Tochter neigend, fragte sie leise:

„Wann werde ich Dich wiedersehen?"

„Wenn Sie es wagen wollen, morgen um diese Stunde am Eingange des Waldes."

„Ich werde dort sein," erwiderte Helene, drückte ihr die Hand, und wollte ihr das Kreuz zurückstellen.

„Bewahren Sie es, und seine Kraft beschütze Sie;" mit diesen Worten floh Dramaïka, sprang über die Hecke und war verschwunden.

So rasch ihre Flucht war, blieb sie doch nicht ganz verborgen; Nancy, ohne sie zu erkennen, sah doch ein lebendes Wesen aus dem Garten eilen. Glücklicherweise für Helene verdrängte die leicht erregbare Furcht der Alten den in ihr bereits aufsteigenden Verdacht.

„Armer Herr Harley," sprach sie, „er wird nicht davonkommen. Miß Helene, haben Sie seinen Geist gesehen?"

„Seinen Geist," wiederholte Helene, begierig den Gedanken auffassend, „wo denn?"

„Da neben uns gerade jetzt."

„Nein, ich sah keinen Geist."

„O, eilen Sie, Miß, wenn Sie meinen armen Herrn noch am Leben treffen wollen. Während Sie sich Ihren gewohnten Träumereien überlassen, verlangt Sie Ihr sterbender Oheim und läßt Sie überall suchen. Zum Glücke kenne ich Ihre Eigenheiten und bin in den Garten gelaufen, wo ich sicher war, Sie zu treffen; Sie schwärmen so gern bei Nacht.... Aber warum laufen Sie so schnell, Miß Helene?"

Nancy sah sich zu ihrem Schrecken allein und schrie vergebens. Beim ersten Winke über die Gefahr ihres Oheims war Helene vorausgeeilt und trat bereits ins Vorzimmer, als ihr Nancy noch nachrief.

IV. Kapitel.

Die Trauer.

Herr Harley lag bleich auf seinem Lager und gab nur mehr schwache Lebenszeichen von sich, als Helene, nachdem sie das Kruzifix

in ihr Zimmer niedergelegt hatte, das Schlafgemach des Greises betrat. Zu seinen Häupten stand Wilhelm, vom Schmerz gebeugt, und schien seine Seele mit dem letzten Seufzer seines Vaters aushauchen zu wollen; der treue Johann, den Blick auf den Sterbenden geheftet, lauschte mit liebender Sorge auf die letzten Regungen des scheidenden Lebens.

Helene eilt an die Seite ihres Oheims, faßt seine kalte Hand, drückt sie an die Lippen und an ihr Herz. Sie ruft ihn beim Namen, erweiset ihm alle Liebe und bedeckt sein Angesicht mit Thränen.

Der Greis scheint aufzuleben, er blickt auf sie, die er wie eine Tochter liebte, und murmelte einige ihr unverständliche Worte. Nur den Namen Wilhelm vernimmt man deutlich — er nähert sich dem Vater. Da rafft dieser seine letzte Kraft zusammen, legt Helenens Hand in die seines Sohnes, stammelt das Wort Gemahl, erhebt die Augen zum Himmel, und hat zu leben aufgehört.

Helene fällt auf die Kniee nieder und betet. Wilhelm betet und weint mit ihr. Nach langem, feierlichem Schweigen erheben

sich beide, und Wilhelm gelobt vor Gott, den letzten Wunsch seines Vaters heilig zu halten und Helenens Beschützer, Freund und Gemahl zu werden.

Zu viele Gemütsbewegungen waren an einem Tage auf die Seele unserer Helene eingestürmt, und drohten sie zu überwältigen; nachdem sie den letzten Kuß auf die Stirn ihres zweiten Vaters gedrückt hatte, zog sie sich zurück, und Nancy half ihr, sich zu entkleiden.

Obgleich tief betrübt, konnte Nancy nicht schweigen.

„Nun, Miß," sprach sie, „habe ich es nicht gesagt, daß Herr Harley nicht davonkommen würde? Das bleibt unfehlbar, wenn man den Geist eines Kranken sieht, muß er sterben. Nach der Erscheinung im Garten hätte ich gewettet, daß Herr Harley die Nacht nicht überleben würde. Miß Helene, wenn Sie es wünschen, bleibe ich heute nacht bei Ihnen."

„Ich danke, ich bleibe lieber allein."

„Aber Sie könnten unwohl werden. Es ist besser, wenn ich bleibe."

„Nun denn, so stellt Euch ein Bett ins Kabinet nebenan."

Während Nancy, ganz erfreut, nicht allein in ihrem Zimmer schlafen zu müssen, eilig ihr Nachtquartier ordnete, nahm Helene das ihr von Oramaïka überlassene Kreuz, küßte es andächtig und legte es unter ihr Ruhekissen. Eine Menge trauriger Gedanken hielten ihren Geist wach; wehmütig bittere Erinnerungen lasteten auf ihrem Herzen, das nur in einem Thränenstrome Erleichterung fand.

Der Gedanke an die auf den folgenden Tag bestimmte Unterredung mit Corambos Tochter schwebte ihr vor. Nun konnte sie ihr Vorhaben nicht mehr ausführen. Miß Pierson war auf drei Monate nach Boston gereist, Helene konnte nicht länger allein in Rama bleiben, sie mußte und wollte einen anderen Aufenthalt wählen, das war ihr klar; was wird aber Oramaïka von ihr denken? Was wird sie dem Vater O'Leary sagen? Wie ihr das teure Kreuz, welches sie doch nicht behalten kann, zurückstellen? — So kämpften in Helenens Seele die natürlichen Gefühle der Angst, der Wehmut, der Trauer, und gestatteten ihr keine Ruhe.

Mit Tagesanbruch stand sie auf, verbarg das Kreuz unter ihr Gewand und

trat in ihres Oheims Zimmer, wo sie mit ungewöhnlicher Inbrunst neben seiner Leiche betete. Mistreß Thompsons Ankunft störte sie in diesem frommen Werke, sie kam, ihr eine Zufluchtsstätte und den Trost der Freundschaft in ihrem Hause anzubieten.

Helene fühlte, daß sie Rama verlassen müsse, und die ihr angewiesene Stelle bei ihren Freundinnen sei.

Wie aber sollte sie von der Festung aus mit Oramaïka zusammenkommen und die Botschaft der Pequodentochter erfahren? Endlich, nach langen Zögerungen, unterwarf sie ihren Willen dem göttlichen, fest vertrauend, daß Gott seine Absichten auf sie durchzuführen wissen werde, nahm Abschied von ihrem Vetter und folgte Mistreß Thompson nach der Festung, wo der herzlichste Empfang sie begrüßte.

Der gute Major schloß sie weinend in die Arme und suchte sie durch die umständliche Beschreibung der militärischen Pracht, mit welcher er die Beerdigung ihres Oheims feiern wollte, zu trösten.

Cesar Lioncel wagte kaum einige schüchterne Worte des Beileids, aber in seinem sanften Blicke konnte man eine ehrende

Teilnahme für Helenens Schmerz lesen. Jenny vergaß ihren natürlichen Frohsinn, um mit ihrer Freundin zu trauern, und Lelia umgab sie mit der rührenden Sorgfalt, der zarten Zuvorkommenheit, welche einen heilenden Balsam in die Wunden der Seele gießen.

Einige Tage nach dem Tode seines Vaters nahm Wilhelm Abschied von seiner Base und ihren Freunden; er mußte auf vier Monate nach Boston. Mit der Entfernung ihres einzigen Blutsverwandten erneuerte sich Helenens Schmerz, sie fühlte sich gleichsam alles Schutzes beraubt, doch unterdrückte sie ihre wehmütigen Gefühle, um ihre Freunde nicht zu verletzen. Wilhelm bat seinen Freund Cesar, Helenens Beschützer zu sein, empfahl sie dem guten Major, Mistreß Thompson und ihren Töchtern, beschwor sie, selbst sich keiner Gefahr auszusetzen, und reiste mit schwer beklommenem, von traurigen Ahnungen erfülltem Herzen fort.

Helenens einziger Trost und einzige Freude war im Kreuze Pater O'Learys. Auch da reihten sich Todeserinnerungen an ernste Gedanken; aber die göttliche Weihe

dieses geheiligten Holzes versüßte deren Bitterkeit so sehr, daß die arme Waise fast nur Trost darin fand.

Ihr Wunsch, Oramaïka wieder zu sehen, ward endlich so mächtig, daß sie ihn um jeden Preis zu befriedigen beschloß. Ich reise nach Rama, sprach sie zu sich selbst, bringe die Nacht dort zu und gehe an den Ort der Zusammenkunft; kommt Corambos Tochter nicht, so versuche ich's noch einmal, und Gott wird meine Hoffnung nicht vereiteln. Sie teilte der Familie Thompson ihr Vorhaben, einige Tage in der Wohnung ihres Oheims zuzubringen, mit und erhielt Mistreß Thompsons Einwilligung dazu unter der Bedingung, daß eine Schutzwache von zwei Mann sie aus der Festung begleite.

V. Kapitel.

Verteidigungspläne.

Am Tage ihrer Abreise vereinigten sich der Major, Cesar und der Sergeant Ralf im großen, niederen Saale und hielten Kriegsrat.

„Lioncel,“ sprach der Major, „Sie kennen jetzt die Umgegend Ramas genau; die schwachen Punkte sind Ihnen nicht entgangen, wie könnte man sie am besten befestigen?“

„Herr Major,“ erwiderte Lioncel in bescheidenem, unterwürfigem Tone, „Ihre lange Erfahrung wird darin maßgebender sein, als meine Ratschläge.“

„Verschanzungen am Ufer des Flusses, einige starke Festungswerke würden unsere wilden Gegner wohl im Zaume halten,“ sprach Ralk.

„Das ist auch mein Plan,“ erwiderte der Major; „unsere bisher unthätigen Soldaten, die Sklaven der Kolonie, die Kolonisten selbst könnten an diesem Festungsbaue Hand anlegen. Aber der Wald, der Wald?“

„Man könnte ihn umhauen,“ bemerkte Lioncel.

„Trefflicher Gedanke, trefflicher Gedanke,“ rief der Major.

„Etwas langwierig in der Ausführung,“ meinte Ralk, „ihn abzubrennen ginge rascher.“

„Und wenn der Wind die Flamme auf die Wohnungen der Kolonie zurückbläst.“

„Eben so klug als tapfer, bester Cesar; nein, wir brennen den Wald nicht ab, wir hauen ihn um und das Holz wird zu den Festungswerken dienen. Was die Festung selbst betrifft, ist sie vor dem Angriffe sicher; die Kolonie aber wäre in Gefahr, wenn die Pequoden ihre Drohungen ausführten. Insbesondere empfehle ich Dir Harleys Haus, Ralf, dieses steht dem Walde näher als alle übrigen. Morgen, Herr Lieutenant, beginnt unser Angriff auf den Wald; das Unternehmen bietet mehr Schwierigkeiten, als Sie es glauben, mein junger Freund; abgesehen von den verschiedenartigsten Schlangen, mag sich auch eine unserer Banditenhorden in den Waldeshöhlen verborgen halten oder auf den Zweigen der hundertjährigen Stämme kauern; vielleicht kommen wir aber auch mit der Furcht davon und bringen ohne Zweifel unsere Haare in die Festung zurück."

„Herr Major," sprach Ralf, „werden von Herrn Lioncel nicht verstanden, der Herr Lieutenant weiß nicht, daß unsere Wilden die geschicktesten Haarkünstler der Welt sind."

„Richtig, richtig; wir müssen ihn über

die Sitten dieser Barbaren ein wenig aufklären. Hören Sie also, lieber Cesar, daß diese kühnen Friseurs Ihnen den Kopf mit einem gewissen Werkzeug, Tomahawk genannt, zerschlagen, dann die Schädelhaut rein abziehen, um Ihre Haare zu besitzen; es klingt etwas grausam, nicht wahr?"

„Wenn man zu leben aufgehört hat, fühlt man den Schmerz nicht mehr," erwiderte Lioncel.

Der Major betrachtete ihn mit Bewunderung; „es geschieht wohl auch, daß sie, damit nicht zufrieden, ihren besiegten Feinden das Leben schenken, sie in ihre Hütten aufnehmen, mit aller Freundlichkeit behandeln, ihnen die Zeit mit Musik und Tanz vertreiben . . ."

„Sie selbst tanzen machen," sagte Ralk ironisch.

„Und dann?" fragte Cesar.

„Dann, Herr Lieutenant, sie an einen dazu bereiteten Pfahl anbinden, um dieselben herumtanzen und kriegerische Lieder singen."

„Sonst nichts?"

„Nein, nein, das ist nicht alles. Um diesen Pfahl liegt dürres Holz, Blätter,

Stroh aufgehäuft, das wird angezündet und das Opfer einem langsamen, grausamen Tode preisgegeben."

„Das sind die Gefahren," fiel der Major ein, „welchen Ihr Mut begegnen wollte. Wenn Sie diesen die nicht geringeren beifügen, von den Siegern verzehrt zu werden, fehlt dem Bilde nichts mehr. Entgehen Sie denselben durch die Flucht, so bleibt noch die Begegnung der Klapperschlangen, Bären, Tiger, Kaimans und anderer eben so zahmer Tiere."

„Menschen und Tiere vermögen nichts gegen den, welchen Gott schützt, und kein Haar fällt von unserem Haupte ohne den Willen des Herrn," sprach Cesar tief bewegt.

Zwei Schüsse unterbrachen die Sprechenden. Cesar eilte an die Thüre und auf den Wall.

„Folgt ihm, Ralk, folgt ihm, seine Klugheit könnte ihn verlassen und sein kühner Mut alles verderben."

Ralk folgte dem Lieutenant, kehrte aber bald zum Major, der seine Uniform schnell anzog, zurück.

„Zwei Indianer sind um den Wall schleichend entdeckt worden, und unsere Leute

haben auf sie geschossen. Sie sind aber im Sumpfe verschwunden."

„Das sind Unglücksvögel," rief der Major, „die Schlingel kommen selten zu zwei. Die Mannschaft ist ohne Zweifel nicht fern. Morgen wollen wir sehen. Fällt nichts weiter vor, so ziehen wir gegen den Wald und lassen die Kolonisten davon in Kenntnis setzen. Ihr, Ralk, bleibt in der Festung, Lioncel und ich gehen auf Entdeckung. Aber, wo bleibt der Lieutenant?"

„Er läßt dem Herrn Major seinen Respekt vermelden und hat sich, da er keine Gefahr sah, zur Ruhe begeben."

„Welche Unerschrockenheit, welcher Gleichmut!"

Der Major machte hierauf die Runde mit dem Sergeanten und folgte Lioncels Beispiele.

VI. Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Die unerwartete Ankunft Miß Harleys verbreitete große Freude in Rama. Johann

brachte die frohe Botschaft allen Bediensteten, welche sich beeiferten, ihrer jungen Gebieterin den Ausdruck ihrer ehrerbietigen Anhänglichkeit und Ergebenheit darzubringen. Helenens sanfte Tugenden hatten ihr alle Herzen gewonnen. Gegen alle gütig, offenbarte sich ihre Herrschaft nur durch Wohlthaten, welchen die anmutige Leutseligkeit, die sie spendete, einen neuen Reiz verlieh.

Einige Stunden nach Helenens Ankunft trat Johann ein und bat leise um Erlaubnis, mit ihr allein sprechen zu dürfen. Sie verabschiedete Nancy und da eröffnete ihr der treue Diener, daß die Pequodentochter öfter nach Rama gekommen sei, um zu erfahren, wohin sie sich zurückgezogen habe. „Ich habe es ihr halt doch nicht sagen wollen,“ fügte er bei. „Es ist wahr, daß sie Herrn Wilhelm das Leben gerettet hat, aber ich traue dieser Rasse nicht, und habe ihr sorgfältig Ihren Aufenthalt in der Festung verborgen.“

Helene besann sich ein wenig und wußte nicht, was sie thun sollte. Da sie aber Johanns treue Ergebenheit an ihre Person kannte, beschloß sie, ihn teilweise ins Vertrauen zu ziehen.

„Ich habe Dramaïka bereits gesehen,“ sprach sie, „und am Abende vor der Nacht, die meinen armen Onkel sterben sah, eine Unterredung mit ihr gehabt.“

„Wäre es möglich, Miß,“ rief Johann fast erschrocken aus.

„Ja,“ lächelte Helene, „Ihr sehet, daß es mir nicht übel bekommen hat. Ich sollte sie wiedersehen, sie hat einen Auftrag an mich von jemand, der meine Mutter gekannt hat. Es ist mir sehr leid, daß Ihr sie nicht nach der Festung schicktet.“

„Beruhigen Sie sich darüber, Miß, denn sie wäre unverzüglich festgenommen worden. Wissen Sie nicht, daß die Indianer bei Todesstrafe den Saum des Waldes nicht übertreten dürfen?“

„Ich kannte das Gesetz nicht. Arme Dramaïka! Gott beschütze sie!“

„Wenn Sie es aber wünschen, Miß, kann ich sie benachrichtigen; ich kenne ihren Zufluchtsort.“

„Nein, nein; wenn ihr diese Unterredung Gefahr bringt, verzichte ich darauf.“

„Sie wird nachts kommen, wie es schon so oft geschah. Sprechen Sie, Miß Helene, befehlen Sie es?“

Helene schwieg. Johann hielt ihr Schweigen für eine Einwilligung und verließ eilig das Zimmer. Bald darauf ließ ihn Helene rufen; man suchte ihn überall, ohne ihn zu finden, und am Abend führte der treue Diener Oramaïka in unkenntlicher Vermummung bei seiner jungen Gebieterin ein.

„Teuerste Oramaïka," sprach Helene, sie umarmend, „wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt!"

„Ich erwartete dieses Glück mit Ungeduld," erwiderte Corambos Tochter, „durfte es aber kaum mehr hoffen, so daß ich schon in unser Gebirg zurückkehren wollte, schweren Herzens wie ein Vogel, dem man sein geliebtes Nest geraubt hat. O Miß, wüßten Sie, wie ich Sie liebe!"

Helene küßte die gute Oramaïka herzlich und verlangte von ihr zu wissen, wie sie den Pater O'Leary kennen gelernt habe.

„Das Andenken an die Ereignisse, welche dem Zeitpunkte, der mein Lebensglück begründete, vorangingen, fällt meinem Herzen schwer, wie das Andenken an den Sturm dem, dessen Saaten er zerstörte. Eine gerechte Strafe Gottes entzog uns bald nach dem Tage, wo ich so glücklich war, Ihrem

Vetter das Leben zu retten, die Zufluchtsstätte, welche uns ein befreundeter Volksstamm eröffnet hatte. Seinerseits angegriffen, mußte er dem sicheren Untergange entfliehen; wir wurden alle zerstreut; viele, die der Vernichtung entgingen, zogen gegen Norden, mein Vater, Manoko und ich schlugen uns nach Süden.

Die Erde schien Ramas Zerstörer unwillig zu tragen. So steile, mühsame Wege hatten wir noch kaum getroffen; Felsenspitzen verwundeten unsere, durch Dornen blutig zerrissenen Füße; neue Schwierigkeiten hemmten stets unseren Lauf und vermehrten unsere Anstrengungen und Mühseligkeiten.

Verzweiflungsvoll hatten wir uns eines Tages auf die Erde niedergeworfen und waren entschlossen, zu sterben. Schmerz und Erschöpfung versenkten uns in einen lethargischen Schlaf, der dem Tode oft vorangeht; bald weckten uns aber die Qualen des Hungers wieder, und da erblickten wir, voll Überraschung und Freude, einen Mann vor uns, der uns mit zärtlichem Mitleid betrachtete. Er redete uns in einer der unsrigen ähnlichen Sprache an, und mein Bruder schilderte ihm die Größe unseres

Elendes. Aus einer ledernen Büchse zog er schneeweiße, runde Brötchen und eine Weidenflasche, die eine wunderschöne, rote Flüssigkeit enthielt, hervor. Er goß davon in das Innere der Hand und ließ uns trinken, machte auch ein uns fremdes Zeichen über die Brote und gab sie uns zu essen, und sprach Worte des Trostes zu uns, so süß, wie den Jungen des Kolibri die honigreiche Nahrung der Mutter ist."

„Und dieser Mann," unterbrach sie Helene, „war Pater O'Leary?"

„Er selbst," antwortete Oramaïka mit Begeisterung, „der katholische Priester in der ganzen Größe, die ihm die Liebe verleiht, von dem unwiderstehlichen Reize umgeben, den Gott über ihn ausgießt, wenn er sich ihm durch die Aufsuchung der Verlassenen auf Erden gleichförmig macht."

Die beiden Freundinnen schwiegen einige Augenblicke in stiller Geistessammlung, dann fuhr Oramaïka in ihrer Erzählung fort:

„Nachdem wir uns gestärkt hatten, lud uns der Pater ein, ihm an einen sicheren Zufluchtsort zu folgen.

Eben so mutig jetzt, als wir kurz zuvor verzagt waren, gehorchten wir unserem liebe-

vollen Führer und gelangten nach einigen Tagen an einen anmutigen, nahe an dem Ufer eines Sees gelegenen Ort, wo Glück und Friede herrschten.

Einige zur Wache aufgestellte Männer riefen sich gegenseitig zu, und allsobald trat eine Menge Volkes aus den Hütten und scharte sich in Ordnung um den Saum des Waldes, dessen Ende wir soeben erreichten. „O Miß Helene, — welch rührendes Schauspiel! Sobald der fromme Missionär zu ihnen kam, fielen die rüstigen, tapferen Männer sowohl, als die Frauen mit ihren Säuglingen, die Kinder, das ganze Volk auf die Kniee nieder und sangen dreimal das mir unvergeßliche Wort: Alleluja. Der Pater erhob den Blick in bewegter Stimmung zum Himmel, streckte seine Hände aus und segnete seine geliebten Kinder im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Seinem Glauben zwar fremd, warfen wir uns doch nieder und sein Segen fiel auch auf uns herab.“

Als wäre Helene Zeuge dieses feierlichen Auftrittes gewesen, war auch sie auf die Kniee niedergesunken und Thränen der Liebe und Freude benetzten ihre Wangen.

„Diese frommen Christen nahmen uns wie geliebte Brüder auf. Ihre Tugenden, die Belehrungen des heiligen Missionärs, die Gnade des Herrn sprachen gleichzeitig zu unseren Herzen und wir bekannten uns zu dem heiligen Glauben, der alle Menschen in reiner Liebe umfaßt.

Im Verkehre mit Pater O'Leary ließ mein Vater den Namen Harley fallen. Ihr Andenken lebte im Herzen des guten Paters fort, seinen unermüdeten Nachforschungen verdankten wir das Glück, ihm begegnet zu sein. Von ihm befragt, erzählte ich ihm, was ich von Ihnen wußte, und hörte ihn tief beklagen, daß er seine Christengemeinde nicht verlassen könne, um Ihnen das Wort des Heiles zu bringen. Da fragte ich meinen Vater um Rat, wir schlugen unserem Wohlthäter vor, an seiner Stelle zu Ihnen zu gehen, und fühlten uns glücklich, ihm dadurch einen schwachen Beweis unserer Dankbarkeit zu geben. Dieser Vorschlag erfüllte ihn mit Freude.

Gehet, sprach er, gehet. Geh' auch Du, arme Oramaïka, noch unerfahren auf dem Wege des Heiles, zeige ihn dem verirrten Schäflein, das der Herr in seinen

Schafstall zurückführen will. Glückliches Mädchen! Gott ruft Dich zum Apostelamte. Hier ist das Kreuz, welches Miß Harleys Mutter im Tode küßte.

Bring' es ihr; es wird beredter sein, als meine Worte. Frage sie, ob sie noch bereit ist, den von mir verheißenen Vormund anzunehmen. Damit gab er uns seinen Segen und wir schieden von ihm. Nun, Miß Helene, antworten Sie mir, wir müssen in unsere ferne Heimat zurückkehren."

Mit auf der Brust gekreuzten Händen erwartetete Oramaïka schweigend Helenens Ausspruch.

Im Innersten der Seele aufs tiefste bewegt, legte Miß Harley ihr Haupt an Oramaïkas Busen, faltete die Hände und sprach:

„Herr, Gott der Wahrheit! Ich übergebe meinen Geist in Deine Hände, lehre mich Deinen Willen thun. Es ist beschlossen," sprach sie nach einigen Augenblicken innerer Einkehr, „ich will meine Seele retten. Oramaïka, kannst Du drei Tage auf mich warten?"

„Acht, wenn es sein muß," erwiderte lebhaft das junge Mädchen.

„Nein, nein, nur drei. Ich werde mich am bezeichneten Orte einfinden, und gemeinschaftlich wollen wir den Mann Gottes aufsuchen.“

„O kommet, Manokos Arme sind stark, sie werden Euch über die Beschwerden des Weges tragen. Die Palmblätter sind breit, mein Vater wird Euch damit vor der Sonne schützen; Oramaïkas Auge ist durchdringend, es wird Euch vor Gefahren warnen. Leben Sie wohl, nach drei Tagen bei Carainas Hütte.“ Oramaïka küßte Miß Harleys Hand und zog sich schnell zurück.

VII. Kapitel.

Die Heiratspläne.

Der Major hatte seine Verteidigungsmaßregeln nicht vergessen und beschlossen, sie tags darauf ins Werk zu setzen; er sah sich aber genötigt, seinen Eifer zu mäßigen, weil einer der Hauptkolonisten abwesend und seine Rückkehr, die nach einigen Tagen erfolgen sollte, zur Ausführung seines Planes unerläßlich war.

Ohne seine Lieblingsgedanken aufzugeben, hatte der Major unterdessen andere, ihm nicht minder erfreuliche Pläne ausgedacht. Streng verschwiegen hinsichtlich der ersten, teilte er die zweiten allgemein mit und äußerte in der Abendgesellschaft, welche sich dreimal in der Woche in der Festung versammelte, nach vielen einleitenden Bemerkungen gegen Lioncel:

„Herr Lieutenant, ich habe im Sinne, Sie zu vermählen."

„Mich!" erwiderte jener überrascht.

„Ja wohl. Warum erschrecken Sie bei diesem Worte? Fürchten Sie, daß eine edle Liebe Ihren Mut schwächen dürfte? Nein, nein, mein armer Bruder hat bewiesen, daß man ein guter Gatte, ein guter Vater und der kühnste Held sein könne. — Ich bin ein alter Kamerad, besitze ein paar gut verwahrte Guineen, die müssen aus ihrem Verstecke heraus. Jenny wird die ganze Erbschaft ihres Vaters erhalten, und die meinige bestimme ich der guten Lelia, meinem Liebling von jeher. Verstehen Sie, Cesar?"

„Ja, Herr Major, Miß Lelia soll Ihre einzige Erbin werden."

„Nun?"

„Ihre Wahl könnte auf keinen würdigeren Gegenstand fallen."

„Weiter," sprach ungeduldig der Major.

„Miß Lelia verdient die Liebe aller, die sie kennen und . . ."

„Vollenden Sie doch, vollenden Sie Ihren Satz."

Lioncel fürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben, und stand schweigend wie ein Verurteilter da.

„Nun! dieses liebenswürdige Mädchen mit der nicht minder artigen Aussteuer gebe ich, wem?" — — —

„Wilhelm Harley."

„O, Wilhelm braucht ein Kleinod nicht außerhalb seiner Familie zu suchen," sprach der Major mit einem Seitenblicke auf Helene; also wem? Ich gebe sie . . . nun, so raten Sie doch?"

„Ich verstehe mich schlecht auf Lösung der Rätsel."

„O Jammer und Not!" rief der Major. „Ich gebe meine Nichte einem Lelia würdigen Manne, einem unerschrockenen Manne, der zur Verteidigung des Vaterlandes jeder

Gefahr trotzt, einem Manne ..." „Eben so kühn in der Ausführung als klug im Rate," bemerkte die mutwillige Jenny, „Herrn Lioncel endlich." „Getroffen, Schelm, „getroffen," rief der Major, sie umarmend. „Du willigst ein, Schwester, sich an Mistreß Thompson wendend, und Du auch, Lelia?"

Lelia schwieg und schlug die Augen nieder.

„Wir willigen ein, mein lieber, teurer Bruder," erwiderte Mistreß Thompson, nachdem sie einen prüfenden, mütterlichen Blick auf Lelia geworfen hatte.

„So ist alles richtig; die Vermählung nach dem Kriege."

„Aber, Oheim, Sie vergessen eine ziemlich wichtige Sache, Herrn Lioncels Einwilligung."

„O, Miß, ich stimme mit Freuden, von ganzem Herzen ein," rief Cesar lebhaft, „aber mein Vater," fügte er mit heimlicher Bangigkeit bei, „wird er's erlauben?"

„Ihr Vater," unterbrach ihn der Major, „sollte seine väterliche Liebe die Einwilligung zu Ihrem Glücke verweigern können, wenn sie ihn bewog, sich von Ihnen zu trennen, um den Sie verzehrenden Ruhmeseifer zu stillen? Wie sind doch die Kinder undankbar!"

„Mein Vater hat meine Wünsche nicht allezeit erfüllt," erwiderte Lioncel traurig.

„Er wird sich diesem nicht widersetzen, mein lieber Neffe."

„Gott erhöre Sie, Herr Major!" Bei diesen Worten füllten sich Cesars Augen mit Thränen.

„Nun, nun, es wird alles gut werden, Zamilda, laß uns einige Erfrischungen bringen, wir müssen diesen Abend ein Familienfest feiern."

Zamilda hörte zwar den Befehl ihres Herrn, wich aber nicht von der Stelle. Eine wiederholte Aufforderung hatte keinen besseren Erfolg; das Mädchen verbiß die Lippen und ein Lächeln von unbeschreiblichem Ausdrucke spielte um dieselben.

„Lelia," rief der Major, „befiehl doch Deinem Dienstmädchen, mir zu gehorchen, sonst . . ."

„Nein, mein Herr Major," schrie Zamilda, „ich laufe . . ." und sie eilte aus dem Zimmer.

„Der kleine Wildfang verliert den Verstand," sprach lachend der Major; „seit einiger Zeit treffe ich sie bald weinend, bald ihr Kauderwelsch plaudernd. Wenn

Du ihren Blick auf Dich gesehen hättest, Lelia, die Entrüstung gab ihr fast ein edles Aussehen."

„Es ist ein Kind," erwiderte Lelia lächelnd; „sie sehnt sich immer nach ihren Wäldern und ihrer Freiheit; man muß Geduld mit ihr haben. Das Unglück bewirkt oft Seltsames."

Herr Thompson schüttelte den Kopf und wollte eine Bemerkung äußern, die aber durch das Eintreten der Erfrischungen bringenden Diener unterblieb.

Gleichgültige Dinge wurden nun verhandelt und es herrschte stille Freude in dem kleinen Kreise. Nur der tiefsinnigeren Helene war Zamildas Ausbleiben nicht entgangen; sie befürchtete üble Folgen davon und ward am folgenden Morgen durch die Nachricht, daß die junge Indianerin nachts die Festung verlassen habe, in ihrem Verdachte bestärkt, verheimlichte aber ihre Besorgnisse, um ihre durch Zamildas Flucht betrübten Freunde nicht noch mehr zu ängstigen.

VIII. Kapitel.
Der Wald.

Helene, beharrlich im Entschlusse, ihr Wort an Oramaïka zu halten, kündete ihren Freunden an, daß sie ein paar Tage in Rama zuzubringen gedenke. Lelia, die sie zärtlich liebte, sprach den Wunsch aus, ihre Freundin begleiten zu dürfen. O, wie schlug Helenens Herz bei diesem Anerbieten! Zum ersten Male in ihrem Leben hoffte sie, daß Mistreß Thompson ihre Einwilligung dazu versagen würde, und der liebe Umgang ihrer teuren Lelia erschien ihr lästig und unangenehm.

Mistreß Thompson, deren Gesundheit durch vielen Kummer gelitten hatte, wollte ihre Tochter nicht von sich lassen, und ihre abschlägige Antwort nahm eine Centnerlast von Helenens Herzen.

Wie sollte sie aber ihre lange Abwesenheit, das Geheimnis, welches sie über den Zweck derselben bewahren wollte, mit den Pflichten der Freundschaft vereinigen?

Welche Unruhe bereitete sie ihren Freunden durch ihre verzögerte Rückkehr? Nancy,

welche ihr nach Rama folgen sollte, würde, wenn sie länger ausbliebe, nach der Festung zurückeilen und alles in Unruhe versetzen; man würde alle nur erdenklichen Nachforschungen anstellen, ihr unkluger Schritt könnte Corambos und seiner Familie Freiheit und Leben gefährden, diese Gedanken kämpften im Herzen Helenens, marterten ihre Seele und erschütterten ihren Entschluß.

„Wie," sprach sie zu sich selbst, „ich soll eine Familie, die mich liebt und mir täglich die zärtlichste Sorge widmet, in Angst und Kummer versetzen? Darf ich mich aber, wenn es mein Seelenheil gilt, von menschlichen Rücksichten bestimmen lassen? Meine Mutter hat in der Todesstunde, in der feierlichen Stunde, wo jede Täuschung schwindet und die Wahrheit in ihrem reinsten, hellsten Lichte strahlt, der Religion, der ich angehöre, entsagt, um in den Schoß der Kirche, die sie verlassen hatte, zurückzukehren. Sie nannte ihren Abfall vom katholischen Glauben ein Verbrechen und ihre Gewissensqualen bereiteten ihr die größten Leiden. Ihre sterbenden Lippen haben meine Seele dem würdigen Priester empfohlen, der sie mit Gott aussöhnte. Nach so vielen Jahren

findet er mich wieder, läßt mich rufen und ich sollte seiner Stimme kein Gehör geben? Um Seelen zu gewinnen, achtet er weder Gefängnis, noch Verbannung, noch Tod. Diese Seelen sind ihm unbekannt, doch gäbe er gern sein Leben für sie hin und ich wollte nichts für meine Seele wagen?"

„O Gott des Kreuzes!" rief die arme Helene, auf die Kniee niedersinkend und das Kruzifix an Herz und Lippen drückend, „o Heiland der Welt! erbarme Dich meiner, gieb mir Mut in meiner Schwachheit, wehre der Hölle, die mich Deiner Herrschaft entziehen will! Laß Dein Licht und Deine Wahrheit mir leuchten und sie mich auf Deinen heiligen Berg führen!"

Nach kurzer, frommer Betrachtung stand Helene gestärkt und mutig auf, schrieb einige Zeilen, rief Nancy, die ihre Befehle erwartete, und verließ die Festung nach einem für sie um so schmerzlicheren Abschiede, als er möglicherweise der letzte sein konnte.

Ihre Ankunft in Rama verbreitete, wie immer, dort Freude und ihr liebendes Herz blutete von neuem bei dem Gedanken, diese treuergebenen Seelen verlassen zu sollen, um ihren Aufenthalt unter Fremden zu wählen.

Der Kampf aber währte diesmal nur kurz; die Gnade herrschte mit siegender Kraft im Gemüte der jungen Waise. Auf dem Herzen trug sie das Kreuz Christi, der über jede Liebe, die der seinigen entgegensteht, das Urteil gesprochen hat; entschlossen, alles zu verlassen, um ihn zu finden, vollbrachte Helene ihr Opfer mit der Großmut einer wahrhaft christlichen Seele.

Sie schlief wenig, zu mächtige Gefühle und Erinnerungen bedrängten ihr Herz. Bei Tagesanbruch schöpfte sie im Gebete die ihr nötige Kraft und rief bald darauf Nancy zu sich, um ihre letzten Anordnungen zu treffen. „Kehret nach der Festung zurück,“ sprach sie, „ich bedarf Euerer Dienste hier nicht mehr. Edmy, Johanns Tochter, wird mir im Notfalle aushelfen. Hier ist ein Brief an Mistreß Thompson, übergebet ihn in meinem Auftrage. Diese drei Schreiben traget zu meinen lieben Bekannten: Miß Ewton, Miß Garnley und Miß Entwards, ihre Wohnungen liegen auf dem Wege zur Festung, es wird Euch wenig Mühe machen.“

Nancy nahm leise murrend die Briefe, und konnte die eigentümliche Laune ihrer

Gebieterin nicht begreifen. Endlich verließ sie das Haus, nachdem sie dem ganzen Dienstpersonale ihre vermeintlichen Beschwerden gegen Miß Harley geklagt hatte. —

Johann, der Helenens Vertrauen verdiente, ward von allem unterrichtet, was er ohne Verrat des Geheimnisses erfahren durfte.

„Johann," sprach sie, „ich habe eine kleine Reise vor, sie soll geheim bleiben, ich vertraue auf Euere Ehrenhaftigkeit. Dringende Angelegenheiten erheischen diesen Schritt. Beunruhigt Euch nicht, nach meiner Rückkehr werde ich Euch von der Festung aus Nachricht geben. Wenn Ihr nach Verlauf eines Monats, an gleichem Tage" — sie schwieg — „wenn Ihr nach einem Monate nichts von mir hört, dann öffnet dieses Papier und Ihr werdet erfahren, wo Ihr mich abholen sollet."

„Miß Harley werden also meine Begleitung nicht gestatten?" sprach der treue Diener bewegt.

„Nein, Johann, ich muß allein sein."

„Aber, wie viele Gefahren . . ."

„Gott wird mich beschützen, Ihr wisset, Johann, daß kein Haar von unserem Haupte

fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters."

„Ja, Miß, ich weiß es — aber entschuldigen ... es heißt auch, daß, wer die Gefahr liebt — entschuldigen noch einmal — darin umkommen wird."

„Ich liebe die Gefahr nicht, Johann, ich folge dem Befehle einer sterbenden Mutter."

„O, dann sei Gott Ihr Schutz und seine Engel mögen Sie auf den Händen tragen!"

Helene verabschiedete schnell den treuen Diener, ihm frommes Stillschweigen empfehlend, nahm einen Korb mit einigen Vorräten und schlug den Weg nach Carainas Hütte ein. Ihr Gang war unstät, die Schatten des Waldes, welche sonst ihren frommen, schwermütigen Phantasien einen neuen Reiz verliehen, standen jetzt in schreckhafter Gestalt vor ihr; sie drückte das Kreuz fester an ihr Herz, um ihre unwillkürliche Angst zu besiegen, und ging dann mutigeren, rascheren Schrittes vorwärts. Bereits hatte sie viele Meilen, betend und Gott um Beistand anflehend, zurückgelegt, als sie endlich die Hütte erblickte, wo sie

ihre Führer finden sollte. Da schöpft sie neuen Mut, tritt näher, klopft leise an, niemand antwortet. Das Schweigen fällt ihr auf; wäre sie hintergangen worden? Welchen Vorteil konnte aber eine solche Erfindung Oramaïka bringen? Und hatte sie nicht Pater O'Learys Kreuz? Helene verwarf den Gedanken als sündhaft.

Sie setzt sich auf eine niedere Rasenbank, steht wieder auf, klopft noch einmal: gleiches Schweigen. Sie möchte eintreten, wagt es aber nicht, den morschen Riegel, der die elende Hütte schließt, aufzuheben, und kehrt traurig, entmutigt auf ihren ländlichen Sitz zurück mit dem Gedanken: warte noch.

Plötzlich dringt ein seltsames Geräusch an ihr Ohr; verdoppelte Schläge widerhallen im Walde; wildes Geschrei ertönt; Helene steht erschrocken auf und flieht; sie glaubt auf dem Wege nach Rama zu sein und vertieft sich weiter in den Wald: ein Fußpfad, den sie entdeckt, führt sie an eine lichte Stelle, wo jede Spur eines Weges verschwindet; ein kleiner Hügel erhebt sich vor ihren Augen, sie besteigt ihn und glaubt von weitem den Wiederschein eines heftigen

Brandes zu erblicken. Bestürzung ergreift ihre Seele, sie bahnt sich einen Weg durch die sie umzingelnden, dichten, hohen Stämme, geht, läuft, je nachdem Hindernisse ihre Wanderschaft hemmen.

Endlich trifft sie einen betretenen Pfad, dem sie in allen seinen Windungen folgt, und erreicht völlig erschöpft das Ufer eines Stromes, dessen reine Wellen ihren verzehrenden Durst löschen.

IX. Kapitel.

Das Lager.

„Mut, Freunde, Mut! frisch daran, Bier soll euch nicht fehlen. Haben wir einmal das Pequodennest zerstört, so sollen die tapfersten Soldaten, die rüstigsten Arbeiter Freiheit, Geld und Ländereien in der Kolonie erhalten."

Diese kurze, bündige Rede wurde mit dem einstimmigen Rufe: „Es lebe Major Thompson! Es lebe Lieutenant Lioncel!" begrüßt.

Es waren die Soldaten der Festung, die

Sklaven der Kolonie und die Diener des Majors, welche diesen Schrei der Dankbarkeit wetteifernd ausstießen. Die Verteidigungsmaßregeln schritten ihrer Ausführung entgegen.

Kaum waren zwei Stunden verstrichen, so erhoben sich schon Hütten an der Stelle, wo sonst die Stämme der hundertjährigen Waldinhaber gesehen wurden, mittels zweier Bäume, aus denen dünne Bretter gesägt, zu einem Dache gestaltet und mit Schlingpflanzen und biegsamen Baumzweigen verbunden worden waren.

Die dem Major bestimmte Hütte befand sich im Mittelpunkte des Lagers, eine Fahne wehte von ihrem abschüssigen Dache herab, und ein Soldat hielt Wache vor den Kamelhäuten, die ihren Eingang verschlossen.

Der Major lobte den Fleiß und die Geschicklichkeit der Arbeiter, ließ sie etwas ausrasten, trank mit ihnen ein paar Züge starken, guten Bieres und gab dann Befehl, die Arbeiten wieder fortzusetzen.

Sogleich nimmt jeder Hacke und Beil, haut und haut mit verdoppelten Schlägen, bis die Stämme des Urwaldes bei dem

Freudengeschrei der Arbeiter ihren Anstrengungen unterliegen.

Dieses Geräusch hatte die arme Helene in so große Bestürzung versetzt und zur raschen Flucht angetrieben.

„Nun, Herr Lieutenant," sprach der Major, „der große Tag ist angebrochen. Ihrem ungestümen Mute wird Gelegenheit zur Ausübung gegeben werden."

„Vorausgesetzt, daß sich die Indianer zeigen," bemerkte Ralk, „an dem heutigen Tagwerk dürfte der Mut des Herrn Lieutenants wenig Befriedigung finden."

„Aber Ralk, sie werden sich zeigen, glaubst Du wohl, daß sie ihre Schlupfwinkel widerstandslos zerstören lassen? so thöricht sind sie nicht. Sie werden kommen und Bescheid erhalten."

„Vorausgesetzt, daß Indianer im Walde sind," erwiderte der halsstarrige Sergeant.

„Ja, es sind welche da," rief der Major ungeduldig; „wo sollen denn die beiden, welche wir wohlbewacht nach Boston schickten, hergekommen sein? Sind sie etwa vom Himmel gefallen? Und das einarmige Mädchen kam wohl nicht aus dem Walde?" —

„Ich darf meinem Vorgesetzten nicht

hartnäckig widersprechen; wenn aber die Feinde nicht auf dem anderen Ufer stehen, so irre ich mich stark."

„Meinethalben stehen sie, wo sie wollen, wenn der Wald zur Ebene wird, sehen wir sie besser."

„Von der Festung aus hätten wir sie ebensogut gesehen. Wenn übrigens," sprach der Sergeant ironisch, „unsere Leute so rasch fortarbeiten, dürfen wir in vierzehn Tagen eine weite Ebene an der Stelle eines großen Waldes zu sehen hoffen."

„Desto besser, Sergeant, desto besser, Ihr strenget zum Glück Euere Zunge mehr, als Eueren Arm an, und könnet den Nächsten, der der Ruhe bedarf, ablösen."

Von diesem Vorwurfe tief verletzt, brummte der Sergeant nach seiner Gewohnheit leise vor sich hin und verließ die Hütte.

„Der Ralk ist eigensinnig wie ein Packesel," sagte der Major, ihm mit dem Blicke folgend. „Cesar, wenn das Kriegsgeschick Sie mit den Verdiensten Ihrer Untergebenen bekannt macht und Sie sich von gleichgesinnter Tapferkeit angezogen fühlen, gestatten Sie, glauben Sie mir, keine gefährliche Ver-

traulichkeit. Jeder bleibe an seinem Platze, da steht er gut."

„Wahr gesprochen, Herr Major."

„Aber was haben denn Sie? Man bringt ja fast kein Wort aus Ihnen heraus. Vor lauter Kriegsruhmes und Kampfesträumen werden Sie ganz unerträglich, lieber Freund."

„Ich träume nicht, Herr Major, ich denke . . ."

„Ja, ja, Sie denken und denken zu viel. Aber sagen Sie mir doch, Ralf könnte am Ende recht haben und die Indianer auf dem anderen Ufer stehen."

„Nun, so suchen wir sie dort auf."

„Tapferer Lioncel, nichts verwundert ihn. In diesem Falle aber wäre es allerdings, wie Ralf sagt, besser gewesen, sie von der Höhe der Festung aus kommen zu sehen."

„Kehren wir dahin zurück."

„Ach, ich verstehe . . . aber, mein Lieber, der Wald . . . und dann umkehren . . . das ist verwünscht, sehr verwünscht. Nun, geben Sie guten Rat."

„Ich folge lieber dem Ihrigen, Herr Major."

„Sehen Sie, Cesar, meine Meinung ist . . .“

„Herr Major, Feuer! Feuer! Die Festung, der Pulverturm, alles steht in Gefahr,“ schrie Ralf eintretend.

Ohne ihm zu antworten, stürzten der Major und Lioncel aus der Hütte und gewahrten mit Entsetzen denselben roten Wiederschein, den Helene gesehen.

„Freunde,“ rief der Major, „zur Festung, zur Festung!“ Alle warfen ihre Werkzeuge weg und liefen im Sturmschritte nach der Brandstätte.

Ralf war nicht der letzte; er stellte sich an die Spitze der Kühnsten aus der Mannschaft und zog mit ihnen voran. An Cesar vorübergehend, sagte er leise:

„Nun, Herr Lieutenant, waren die Indianer, welche die Festung in Brand steckten, im Walde?“

X. Kapitel.

Die Gefangenen.

Es war Sonntag, die müßige Menge wogte in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Bostons. Der Lärm der Geschäfte schwieg auf kurze Zeit und die thätigen Stadtbewohner lustwandelten, vom schönsten Wetter begünstigt, in der Umgegend oder pflegten der Ruhe.

Plötzlich, wie von einer Bewegung ergriffen, strömt die Menschenmasse nach einem Punkte, dem Stadtgefängnisse zu. Einige Wachen führten zwei Indianer, die Hände auf dem Rücken gebunden, dahin ab. Gleichgültig und neugierig betrachteten die Anwesenden dieses traurige Schauspiel. Nur ein junger Mann von schlankem, hohem Wuchse, sanftem und edlem Angesichte, blickte teilnehmend nach den beiden Fremden und seufzte tief, als die Thore des Gefängnisses sich hinter ihnen schlossen; traurig und nachdenkend ging er von dannen.

Abends kehrte er wieder, zeigte dem Gefängniswärter den Einlaßschein des Stadtgouverneurs und ließ sich in den Kerker der Indianer führen.

„Ist nicht Corambo der Name des älteren Gefangenen?"

„Ja, Herr, ein eigener Mann; er behauptet auf dem Stroh die Würde eines Präsidenten auf seinem Stuhle, kaum bringt man einige Worte aus ihm heraus."

„Welches Verbrechens sind die Unglücklichen angeklagt?"

„Ach, Herr! da braucht's kein Verbrechen; jeder Indianer, der den Connecticut überschreitet, ist des Todes schuldig; diese sind in der Nähe der Festung aufgegriffen worden."

„Ihr werdet mich ein paar Augenblicke allein mit ihnen lassen."

„Aber, Herr . . ."

„Auf meine Ehre; Ihr sollt es nicht bereuen."

An dem Kerker angelangt, öffnete der Gefängniswärter die Thore und der Jüngling erblickte beim Lampenschein die beiden auf etwas feuchtem Stroh ruhenden Gefangenen. Sei es, daß er dem Gefängniswärter ein ungewöhnliches Vertrauen einflößte, oder aber seinen Worten einen unwiderstehlichen, klingenden Nachdruck gab, der Jüngling blieb allein mit den Indianern

Der Wärter überließ ihm sogar die Lampe, schloß, nachdem er dem Besuchenden möglichste Eile anempfohlen, sorgfältig hinter sich zu und blieb vor der Thüre stehen.

Bei seinem Anblicke erhob sich Corambo halb von seinem Lager und schien seine Gedanken zu sammeln. Der Jüngling trat näher und sprach mit inniger, zarter Teilnahme: „Ich täusche mich nicht, Ihr seid das Haupt des alten Pequodenstammes."

„Ja, und Ihr, Ihr seid Wilhelm Harley, dessen Familie ich vernichtete, der..."

„Lassen wir diese traurigen Erinnerungen; alles ist längst vergeben, die Vorsehung hat strenge Gerechtigkeit an Euch geübt. Sprechen wir von Euch. Kanntet Ihr das Verbot?"

„Ja."

„Warum habt Ihr es übertreten?"

„Weil ich eine Pflicht zu erfüllen hatte."

„Welche?"

„Das ist nicht mein Geheimnis, ich muß schweigen."

„Ihr werdet es offenbaren müssen, sonst wird das Todesurteil über Euch gesprochen."

„Zwischen dem Tod und einer Pflichtverletzung bleibt mir keine Wahl."

„Vertrauet dieses Geheimnis meiner Freundschaft an; ohne es zu entdecken, werde ich, von Eueren reinen Absichten unterrichtet, Euch dienen können."

„Jüngling," sprach Corambo nach einer Pause, „Euere Worte thun meinem Herzen wohl, wie der Balsam dem durch Schlangenbiß Verwundeten."

„Ich wollte Euch das Leben rauben und Ihr suchet das meinige zu retten! Gott lohne es Euch! Er allein kann der Tugend, die nur von ihm ausgeht, vergelten. Aber die Ursache meiner Gegenwart in Rama kann ich Euch nicht entdecken. Ich wiederhole es, es ist ein fremdes Geheimnis."

Wilhelms weitere, dringende Vorstellungen wurden sanft zurückgewiesen, zuletzt fragte er nach Oramaïka.

„Ich weiß nicht, was mit ihr geschehen ist," erwiderte der Häuptling tief bewegt, „vielleicht büßt sie, gleich mir, ihren langjährigen Irrtum und die Missethaten ihres Vaters in Ketten."

„Hatte sie Euch begleitet?"

„Sie war mit mir in Rama."

„Jüngling," rief Wilhelm, auf Manoko

zueilend, „sei nicht unerbittlich wie Dein Vater, rette ihn, rette Dich und Deine Schwester.“

„Die Thorheit des Kindes muß vor der Weisheit des Vaters verstummen,“ erwiderte Manoko.

„Aber noch einmal, der Tod . . .“

„Geht ihm mein Vater unerschrocken entgegen, so werde ich ihn auch nicht fürchten, und die Pequodenjungfrau wird ihn standhaft ertragen.“

In diesem Augenblicke öffnete der Gefängniswärter die Thüre und bat Wilhelm, sich zu entfernen, die Stunde sei abgelaufen.

Voll Bewunderung über die edlen Seelen, welche weder Gefängnis noch Tod zu erschüttern vermochten, verließ Harley die beiden Gefangenen und versprach, bald wieder zu kommen.

„Sind sie die einzigen Gefangenen ihres Stammes,“ fragte Wilhelm den Gefängniswärter.

„Ach nein, Herr,“ erwiderte dieser, der ein fühlendes, zartes Herz unter rauhen Formen barg. „Gestern führte man ein armes indianisches Mädchen ein, es sah

recht traurig aus, aber die stolzen Züge verraten eine edle Abkunft."

„Behandelt sie mit Güte und zählet auf meine Dankbarkeit."

Wilhelm bewunderte nicht bloß Corambos und seines Sohnes unerschütterliche Standhaftigkeit, auch die Antworten des Pequodenhäuptlings versetzten ihn in hohes Erstaunen. Er war nicht mehr der blutdürstige, rachsüchtige Mann, der dem Tode trotzte, um seine Feinde zu vertilgen, gehorsam und ergeben nahm er allen Schmerz, den Tod selbst, als Strafe seiner früheren Verbrechen und seiner langjährigen Irrtümer, wie er sagte, hin. Ein plötzlicher Gedanke löste dieses Rätsel in Wilhelms Geiste — Corambo war Christ und hatte wohl in seinem neuen Glauben den Heldenmut der Tugend geschöpft.

XI. Kapitel.

Mut und Ergebung.

Des anderen Morgens gegen zehn Uhr erschien Wilhelm wieder vor dem Gefängnisse, der Gouverneur hatte ihm den freien

Zutritt zu den Gefangenen gestattet; eine Frau von ehrwürdigem, Vertrauen erweckendem Äußeren, welche die Erlaubnis erhalten hatte, Oramaïka zu sehen, begleitete ihn.

Der gute Gefängniswärter führte beide in ein dunkles, aber gesundes Gemach, wo die junge Indianerin auf dichtem, reinlichem Stroh lag.

„Sie sehen, Herr, daß sie so gut als möglich versorgt ist," sagte er leise zu Wilhelm, „die beiden anderen Gefangenen befinden sich in einem niederen Saale auf guten Strohlagern."

„Ich danke Euch, Freund," erwiderte Wilhelm, ihm die Hand drückend. „Bereiten Sie das arme Mädchen auf meinen Besuch vor, mein Fräulein," sagte er zu seiner Begleiterin, „und Sie, Hertleys, führen mich zu Corambo."

Das Geräusch der Schlüssel weckte Oramaïka, und ein Schrei der Überraschung entfuhr ihr, als sie eine Frau neben sich erblickte.

„Beruhigen Sie sich," sprach diese, „eine Freundin kommt, Sie zu besuchen. Ich bin Miß Helene Harleys Erzieherin."

„Und bringen mir Nachricht von ihr," erwiderte Oramaïka lebhaft.

„Nein; seit einem Monate wegen Familienangelegenheiten von Rama abwesend, habe ich von Miß Harley nur durch einen Brief an ihren Vetter kürzlich Nachricht erhalten; sie schreibt ihm, daß sie einen kleinen Ausflug nach dem Süden vorhabe, wo sie mit einer Person, die ihre Mutter kannte, zusammentreffen wolle.“

„O mein Gott, mein Gott!“ rief Oramaïka voll Entsetzen und Schmerz.

„Herr Wilhelm wird Sie übrigens selbst von allem, was Miß Harley betrifft, in Kenntnis setzen, er hat Ihre Gefangenschaft erfahren und wird in wenigen Augenblicken hier sein, um Ihnen Trost zu bringen.“

„Gott sei gelobt!“ sprach Oramaïka, sich bekreuzend.

„Wie? Sie sind eine Papistin?“ rief Miß Pierson.

„Nein, mein Fräulein, ich bin katholisch.“

Oramaïka sprach diese Worte mit solcher Andacht und Würde, daß Miß Pierson verstummte.

„Sie kennen also Miß Harley,“ hob sie wieder an.

„Ich habe sie gesehen,“ antwortete Oramaïka mit Zurückhaltung.

„Sie scheinen große Teilnahme für sie zu haben.“

„Als ich fern von der Heimat eine unglückliche Sklavin war, gewährte mir Rama ein elterliches Obdach und seither ist der Name Harley meinem Herzen teuer und heilig.“

Wilhelm trat ein. Oramaïka hielt ihm die ihr übriggebliebene Hand entgegen, er drückte sie in tiefer Bewegung. Andächtiges Schweigen herrschte in dem engen Raume; nur die Erinnerungen redeten.

„Oramaïka, ich kann die Schuld der Dankbarkeit gegen Dich abtragen. Was suchtest Du in der Umgegend von Rama? Ein Wort, und Du bist gerettet.“

„Ich erfüllte den letzten Wunsch einer sterbenden Mutter.“

„Erkläre Dich.“

„Mehr kann ich nicht sagen, mehr weiß ich nicht; das übrige ist nicht mein Geheimnis.“

„Aber, wer hat Dir einen so gefährlichen Auftrag gegeben?“

„Der Wille des Herrn.“

„Du bist also eine Christin, Oramaïka?“

„Ich bin katholisch,“ erwiderte das junge

Mädchen mit demselben Nachdrucke, der Miß Pierson erschütterte.

Wilhelm schwieg.

„Oramaïka, Du liebst Deinen Vater.“

„Ja, mehr als mein Leben, aber nicht genug, um das seinige durch einen Treubruch zu erkaufen. Sterben, um ihn zu retten, ja tausendmal, aber einen Eidschwur brechen, um ihn dem Tode zu entreißen, nie und nimmermehr.“

„Unbegreifliches Wesen, wer hat Dir solchen männlichen Mut gegeben?“

„Der Glaube, der katholische Glaube, der durch seine himmlische Kraft den Menschen über sich selbst erhebt und zu jedem Opfer befähigt.“

„Dieser Glaube, diese Sittenlehre, diese Wahrheiten müssen Deiner Seele zusagen, Dein edler Sinn vermag solche Erhabenheit zu fassen.“

„Ach!“ rief die Indianerin, „es giebt weit edlere Seelen, erleuchtetere Geister, denen ich die Erkenntnis meiner Religion und ihrer Schönheit wünschen möchte; mit Freuden gäbe ich mein Leben hin, um ihnen solches Glück zu erkaufen.“

„Oramaïka,“ sprach Wilhelm zu Thrä-

nen gerührt, „ich werde Dich wieder besuchen und Miß Pierson wird Dir in freien Stunden Nachricht und Trost bringen.“

Die Gefangene neigte sich zu Wilhelms Ohr:

„Schicket das Fräulein nicht oft zu mir,“ sprach sie, „es hat mich eine Papistin genannt.“

„Beruhige Dich, sie ist unfähig, Dir weh zu thun, und wird Deinen Glauben nicht angreifen.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Wilhelm; Miß Pierson umarmte Oramaïka, bat, die Äußerung, welche ihr die Überraschung entlockte, zu entschuldigen, und versprach, sie über den anderen Tag zu besuchen. Wilhelm, vom Schicksale der Gefangenen, deren Tugend er aufrichtig bewunderte, tief gerührt, beschloß nach einem letzten vergeblichen Überredungsversuche, sie um jeden Preis zu retten. Er wandte sich an einflußreiche Freunde und ließ sich weder durch ihre halben Versprechungen, noch ihre kalte Zurückhaltung, noch die Beschwerden, die von solchen Verwendungen unzertrennlich sind, abschrecken. Doch es verging die Zeit, der Prozeß sollte eingeleitet werden, Wil-

helms Bemühungen führten zu keinem befriedigenden Erfolge. Die Selbstsucht mit ihrer engherzigen Berechnung schien ihren kalten Hauch über alle jene Geldseelen verbreitet zu haben, welche die Wilden als Auswurf des menschlichen Geschlechtes betrachten und mit ihrem Leben spielen, wie ein grausames Kind mit dem Leben eines Vogels oder Insektes spielt.

XII. Kapitel.

Der Krieg.

Im dichten Walde, der sich längs dem Ufer des Connecticuts hinzog, hörte man die alten Bäume unter dem Beile der Sappeurs fallen; helle Feuer brannten, den Weg der Soldaten zu erleuchten, und ihre schweren, gemessenen Schritte wiederhallten in weiter, einsamer Ferne.

Vierhundert Mann regulärer Truppen und zweihundert Sklaven aus der Kolonie marschierten unter dem Befehle des Majors Thompson und Lieutenants Lioncel, und drangen in das Waldesdickicht mit jener

Vorsicht ein, welche ihre Stellung und die List ihrer Feinde erheischte. Das in drei Kolonnen abgeteilte Armeecorps kommandierte der Major Thompson im Centrum, Lioncel auf dem rechten, und Ralk auf dem linken Flügel. An einer lichten Stelle des Waldes angelangt, spannten sie lederne Zelte für den Major und die Offiziere auf, doch ohne auszeichnende Fahne oder Wache, und bereiteten alles zum Nachtquartier.

Ralk und mehrere seiner Soldaten zündeten Feuer um das Lager an, nahmen nach vollendeter Arbeit einige ihnen höchst nötige Stärkung zu sich, worauf sich der Sergeant in das Zelt des Majors, wo alle Offiziere zu Rate saßen, begab.

Im Kriege dieser Gegenden geübt, sprachen der Major, Ralk und einige Offiziere von den ihnen wohlbekannten Gefahren mit einer Gleichgültigkeit, welche Cesar Lioncel in ein schwer zu schilderndes Erstaunen versetzte, und von den durch die Lobsprüche des Majors günstig für ihn Gestimmten als Frucht eines über alle Furcht erhabenen, stoischen Mutes gehalten wurde.

„Arme Schwester," sprach Herr Thompson, nachdem sich die Offiziere entfernt

hatten, „arme Kinder, was ist aus euch geworden?“

Lioncel seufzte, Ralf strich mit der Hand über die Augen. „Vorausgesetzt, daß ich hie und da unrecht habe,“ sagte der Sergeant, nachdem er sich dreimal geschneuzt hatte, „in dieser Sache habe ich mich nicht getäuscht; meine Ahnungen, Herr Major, meine Ahnungen, welche Sie in den Wind schlugen, haben sich bestätigt. Eher dürfte man eine Boaschlange in seinem Bette beherbergen, als einem Kinde dieses verfluchten Geschlechtes Aufnahme schenken.“

„Wer hätte es gedacht?“ sagte Herr Thompson. „Zamilda, die wir so liebevoll behandelten, die uns bisher so ganz ergeben war, konnte solchen Verrat begehen, die Wohlfahrt der ganzen Kolonie aufs Spiel setzen, und ihre zärtlich für sie besorgten Gebieterinnen der Sklaverei, dem Tode preisgeben!“

„Arme Frauen, arme Miß Lelia,“ sagte Lioncel mit Thränen im Auge.

„Nun, nun,“ erwiderte der Major bewegt, „rufet Eueren Mut zurück, tapferer Freund, lasset uns sterben, wenn es sein muß, um sie zu retten.“

„Ja, sterben," rief Cesar.

„Sie dürften recht haben, Herr Lieutenant," sprach Ralk. „Im Kriege mit diesem Gebirgsungeziefer giebt es keinen Mittelweg. Vernichtung ist die Losung. Reisefertig muß man für die andere Welt sein; sie expedieren einen im Augenblicke, wo man's am wenigsten erwartet."

„Immer zum Tode bereit!" sprach Cesar, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Armer Freund," sagte der Major; „so heißt es in jedem Kriege; die Stunde wird nicht angesagt."

„Wohl wahr, Herr Major, das finde ich im Stande, den mein . . . den ich erwählt habe, am schrecklichsten."

„Mag sein," fiel Ralk ein, „daß man unter den Waffen sein Leben etwas mehr aussetzt, aber am Ende stirbt man überall. Mein seliger Bruder, der mit siebenundvierzig Jahren vor fünf Jahren starb, mein seliger Bruder war ein ausgemachter Hasenfuß. Nie konnte ihn mein Vater bestimmen, mir nachzufolgen, so oft er ihm auch sagte: Sieh' den Ralk! Ja, gesehen hat er mich wohl, wenn ich zu Hause war, aber auf dem Schlachtfelde wollte er sich

nicht das Vergnügen machen, mich zu sehen. Nun! der arme Junge ist nach achtmonatlicher Krankheit in seinem Bette gestorben; ihn wickelte man in Baumwolle ein, und ich habe in allen vier Ecken der Welt das Pulver gerochen und bin noch ganz und lebendig."

„Ralk," sagte der Major, „Euer Bruder war siebenundvierzig Jahre alt, als er starb?"

„Ja, Herr Major!"

„Und Ihr seid der Ältere!"

„Zu dienen."

„Dann, Freund, müsset Ihr auf den Vorzug, selbst erst fünfundvierzig Jahre alt zu sein, verzichten."

Ralk biß sich in die Lippen, und der Major versank nach diesem Ausfalle seiner natürlich heiteren Laune in tiefes Nachsinnen.

Ein zweitägiger Marsch hatte Offiziere und Leute stark ermüdet. Der Major wünschte Cesar gute Nacht, lud ihn ein, sich ihm nach auf eine Gemsehaut niederzulegen und schlief bald ein. Aber sein letzter Gedanke gehörte der geliebten Schwester und ihren Töchtern. Beide Freunde genossen kaum zwei Stunden lang der erquickenden

Ruhe, als Ralks Stimme sie der heilsamen Stärkung entriß.

„Das Kriegsgeschrei der Indianer!" rief er.

Der Major erwachte sogleich, Cesar aber schlief fester, und Ralk mußte den Ruf wiederholen.

„Ein Scheiterhaufen, Todeslieder, zu den Waffen! zu den Waffen!" schrie Lioncel.

„Welche Tapferkeit!" sprach der Major mit Teilnahme.

„So weit sind wir noch nicht," sagte Ralk, „aber nur Geduld, Herr Lieutenant, es kann kommen."

Bald war alles in Bereitschaft, Cesar und Ralk zogen nach dem im Kriegsrate gefaßten Beschlusse mit fünfzig unerschrockenen Streitern nach dem Walde.

XIII. Kapitel.

Die Ruinen.

In den häufigen Unterredungen zwischen Wilhelm, Corambo und seiner Tochter hatte diese Gelegenheit, sich nach Helene

zu erkundigen. Als sie erfuhr, daß Wilhelm nichts von ihr gehört hatte, beschwor sie ihn inständigst, in Rama nachzufragen, ob ihr kein Unglück widerfahren sei.

Oramaïkas besorgte Stimmung, ihre eindringlichen Bitten erweckten erst die größte Unruhe in Wilhelms Gemüt, der sonst selten Nachricht von seiner Base erhielt und über ihr Stillschweigen um so weniger überrascht war, als sie in ihrem letzten Briefe von ihrem Reisevorhaben Erwähnung gethan hatte. Der Indianerin ausweichende Antworten vermehrten seine Besorgnis und bestimmten ihn, da seine Gegenwart der Sache seiner Schützlinge nicht förderlich sein konnte, ihre Verteidigung dem beredten Bruder Cesars, dem Advokaten Heinrich Lioncel, angelegentlich zu empfehlen und die Reise nach Rama anzutreten.

Je näher er seiner Heimat kam, je mehr nahm seine Traurigkeit zu. Er wollte den Grund dafür in der Wehmut seines Herzens, in den schmerzlichen Erinnerungen suchen, die sich seiner Seele aufdrängten; aber er mußte sich's gestehen, diese Bilder aus der Vergangenheit, diese Wehmut wichen einem

unbestimmten, unbeschreiblichen Vorgefühle eingetretenen Unglückes, dessen er sich nicht erwehren konnte.

Diesem peinlichen Zustande muß er entrinnen, giebt seinem Pferde den Sporn und erkennt bald die nächsten Umgebungen seiner lieben Heimat; dieser Anblick belebt seinen Mut, das Herz schlägt ihm rascher, er sieht Rama vor sich liegen und begrüßt das elterliche Haus, diesen treuen Zeugen seiner vielen Freuden und Leiden. Er faßt die Glocke, wagt kaum anzuläuten, beim leisesten Tone erscheint eine weibliche Gestalt: es ist Nancy.

„Sie hier, Herr Wilhelm!"

„Wo ist Helene?"

Tiefes Schweigen.

„Um Gottes willen redet, wo ist Helene!"

„Gott weiß es, Herr Wilhelm."

„Mistreß Thompson wird es wohl auch wissen. Sollte sie tot sein?"

„Das wäre vielleicht ein geringeres Unglück, als das, was ich zu berichten habe. Treten Sie ein, Herr Wilhelm, Sie sind wohl müde, morgen will ich . . ."

„Morgen, nein, nein, zur Stunde," unterbrach sie Wilhelm eintretend.

Auf dem Wege traf er den ihm entgegeneilenden treuen Johann, dessen veränderte Züge tiefen Kummer verrieten. Treuherzig bot ihm sein junger Gebieter die Hand, er faßte sie mit ehrfurchtsvoller Liebe.

„Ist sie denn verloren?" fragte Wilhelm.

„Ach! ich weiß es nicht." Darauf erzählte er leise und in wenigen Worten, was sich bei Helenen's Abreise zugetragen.

„Seitdem hörten wir nichts mehr von ihr."

„Was denkt man davon in der Festung? Mistreß Thompson . . ."

„Mistreß Thompson, die Festung, davon kann jetzt keine Rede sein," unterbrach Nancy, „kommen Sie auf Ihr Zimmer, Herr Wilhelm, Sie können sich ja kaum auf den Füßen halten. Johann hat Ihnen alles gesagt, Sie wissen, was Ihnen gesagt werden kann. Gönnen Sie sich Ruhe."

„Ruhe! Ach, Rama, Du bist wohl der Ort der Thränen!"

Wilhelm folgte zwar Nancy, verbot sich aber ihre Gesellschaft, da ihm ihr Geschwätz in diesem Augenblicke zur unerträglichen Qual werden mußte. Ungern gehorchte sie, schloß aber die Thüre hinter

sich sorgfältig zu, und nahm den Schlüssel mit, um sich von Johann nicht den Vorzug, über alles Geschehene genauen Bericht zu erstatten, rauben zu lassen.

Die Nacht konnte Wilhelm nicht schlafen; bei Tagesanbruch wollte er sein Zimmer verlassen, Nancy hatte jedem Versuche zur Flucht vorgebeugt, notgedrungen mußte er warten, bis die Dienerschaft im Hause auf sei.

Mit leisen, kurzen Schritten trat Nancy ein.

Dachte mir's doch! schon angekleidet; ohne meine Vorsorge wären Herr Wilhelm längst auf dem Wege zur Festung und liefen sich müde umsonst; denn es giebt keine Festung mehr."

„Keine Festung mehr! Wie?"

„Nein, Herr Wilhelm. Ach, es ist eine ganze Geschichte, eine schreckliche Geschichte."

„Keine Festung mehr; das ist ja unmöglich, wie sollte sie zerstört worden sein?"

„Ach, das Feuer zerstört schnell."

„Die Festung wäre in Brand gesteckt worden?"

„Ja."

„Verräter sollten sich gefunden haben, die . . .“

„Keine Verräter — aber eine Verräterin; ja, eine Natternbrut in der Art des Pequodenmädchens Oramaïka.“

„Sprechet nicht von ihr wie von einer Feindin, Nancy; erinnert Euch, daß ich derjenigen, die Ihr beschimpfet, das Leben verdanke.“

„Allerdings; Johann ist beschäftigt, ich werde das Frühstück bringen.“

„Nein; ich werde hinabgehen, oder Walther soll mir’s bringen. Erzählt weiter.“

„Walther, Herr Wilhelm, der ist weit von hier, Krampy und Colbett und Turff und Calmen und . . .“

„Wo sind sie denn?“

„Wo sie sind? Im Kriege. Wir haben Krieg und werden uns an den Indianern rächen. Aber auf die Festung zurückzukommen. Euer Gnaden müssen wissen, daß der Herr Major sich entschlossen hatten, seine Nichte dem tapfern Lioncel zur Ehe zu geben, seine Nichte Lelia nämlich. . . . Zur Feier dieser Verbindung, denn der Herr Lieutenant und Mistreß Thompson hatten eingewilligt, Miß Lelia ebenfalls,

zur Feier also befahl der Herr Major Zamilda, dem Kammermädchen, wie sie der Major nennen, befahl er ihr, in den Keller zu gehen. . . ."

Ungeduldig stürzte Wilhelm aus dem Zimmer, sattelte selbst sein Pferd und eilte zur Festung. Da traten ihm nur Ruinen entgegen. Von diesem kostspieligen Bau standen nur mehr einzelne, von den Flammen geschwärzte Mauerstücke da; einen Flügel hatte man zur Unterbringung von zweihundert Mann Schutzwache notdürftig hergestellt.

„Ach, teurer Wilhelm," redete ihn einer der Offiziere an. „Sie kennen wohl unser furchtbares Mißgeschick?"

„Diese Trümmer sprechen deutlich genug; aber die Ursachen der traurigen Begebenheit sind mir unbekannt."

„Kommen Sie zu mir; ich will Ihnen das Vorgefallene erzählen."

Wilhelm folgte der Einladung, und der Offizier berichtete ihm die dem Leser bereits bekannten Thatsachen und fügte bei:

„Man gab sich in der Festung der Hoffnung hin, daß die junge Indianerin zurückkehren würde, aber vergebens. Der Major

begab sich mit Herrn Lioncel in den Wald; nach wenigen Stunden erscholl der Ruf: Feuer! zu Hilfe! Der von Mistreß Thompson bewohnte Flügel stand in hellen Flammen; bald ergriff auch das Feuer den nach Norden gelegenen Flügel, und später die beiden anderen, wo der Beratungssaal und die Gefängnisse sich befinden. In der greulichen Verwirrung einer solchen Schreckensscene läuft alles durcheinander, und bemüht sich vergeblich; der Bau kracht, stürzt zusammen, und nur die Flucht in die Ebene sichert vor dem Tode. Einer der Unsrigen wurde tödlich verwundet aus den Trümmern des südlichen Flügels herausgezogen und gab an, daß Zamilda ihm einen Schlag mit dem Tomahawk versetzt und gesagt habe: „Will der tapfere Sohn der Weißen seine Braut haben, so wird er sie im Gebirge der Kinder von Abrow-Kor holen müssen.“

„Wie hatten sich aber die Indianer in die Festung eingeschlichen?“

„Wir wissen es nicht. Der Major erinnerte sich aber, daß Zamilda einen Schlüssel zum heimlichen Eingange hatte.

„Armer Thompson! wie beklage ich Dich?“

„Sein Schmerz übertrifft alle Beschreibung: aber sein Mut kommt ihm gleich, der wackere Lioncel war der erste, welcher sich die Gnade ausbat, den Entführern nachzusetzen."

„Sind sie fort?"

„Die Truppen am Tahi haben Befehl erhalten, zu dem Corps von Rama zu stoßen. Die Kolonisten haben die Sklaven geliefert, und nun schreitet unser Heer dem Gebirge von Abrow-Kor zu."

Wilhelm stand wie vernichtet da. Alle Hoffnung, Nachricht von Helene zu erhalten, war verschwunden, und das Unglück der Familie Thompson vermehrte seine Trauer. Da sein Aufenthalt in Rama von keinem Nutzen mehr sein konnte, trat er tags darauf die Reise nach Boston wieder an, um den Verhandlungen gegen Corambo und Oramaïka beizuwohnen, hinterließ aber seinem treuen Johann den Befehl, ihn durch eine Staffete von allem, was Helene betreffen konnte, zu unterrichten.

XIV. Kapitel.
Verrat.

Wir haben Cesar Lioncel und seine Gefährten auf dem Wege ins Gebirge von Abrow-Kor verlassen. Ein Indianer, der längst im Dienste des Majors stand, zeigte den Weg, und im Vertrauen auf seine oftbewährte Treue folgte man ihm unbesorgt. Das Kriegsgeschrei war verstummt, die Stille des Waldes, tief wie das Grab, wurde nur mehr von dem Klageruf des einsamen Fischaars unterbrochen, der Mond warf ein sanftes, geheimnisvolles Licht auf den Durchzug der Truppen. Nach wenigen Stunden sollten sie die erste Bergesspitze erblicken. In der Nähe dieser Stelle befand sich ein runder Punkt, der gegen die feindliche Seite hin durch eine dichte Baumgruppe verschanzt war. Da sollten Lioncel und sein Corps den Major erwarten.

„Herr Lieutenant, der Marsch war lang," sprach der indianische Führer, als sie an einen gewaltigen Felsen kamen, „wenn Sie hier Halt machen wollten, könnte Ihre ermüdete Mannschaft rasten. Wir müssen

durch einen tiefen Sumpf, ehe wir den runden Punkt zum glänzenden Pfeil erreichen."

„Halt!" rief Lioncel, und das kleine Heer stand wie Ein Mann.

„Sollten uns auch die Wilden an Zahl übertreffen," sprach Ralf mit stolzem Selbstgefühle, „so vermag uns doch die höllische Schar nie den schönen Anblick zu gewähren, dessen Zeugen wir soeben waren. O, die Disciplin! die Disciplin!"

„Wenn wir den Major hier erwarteten," sprach Lioncel; „wir sind nicht weit vom runden Punkte, und es giebt keinen anderen Weg. Mit seiner Hilfe könnten wir etwa Mittel finden, den Sumpf zu passieren, ohne im Morast zu versinken."

„Ganz leicht," erwiderte der Indianer; „mit einigen gefällten Baumstämmen läßt sich eine Brücke bilden, die das Heer über den zwar tiefen, aber nicht breiten Sumpf trägt."

„Ihr Gedanke, Herr Lieutenant," fiel Ralf ein, „ist vortrefflich. Sollte der Herr Major ungehalten werden, so können wir ihm sagen, daß wir anständigerweise den Kot nicht durchwaten konnten, ohne zu

wissen, wo wir die Füße hinstellen sollten. — Unsere Magen sprechen auch ziemlich laut, es dürfte angemessen sein, ihr Murren zu beschwichtigen.“

Feuer wurden angezündet, einige Vorräte verzehrt und bald lag alles bis auf die Schildwachen in tiefem Schlafe.

Ein leises Flüstern ward gehört, gleich dem Zwitschern der Amsel oder dem Rauschen der Herbstblätter, wenn der Fuß sie leise berührt. Lioncel und Ralk, welche samt ihren Soldaten fest schliefen, glaubten die Berührung einer kalten Hand zu fühlen; sie erwachten und sahen sich gefangen. Starke feste Bande umschlossen ihre Glieder. Ihre unglücklichen Gefährten lagen in geringer Entfernung leblos auf der Erde. Von der ganzen, vor wenigen Augenblicken gesunden, rüstigen Schar blieben nur zwei Menschen am Leben; alle übrigen waren Leichen.

Sprachlos vor Entsetzen und Bestürzung, äußerte sich Cesars Gemütsstimmung nur in seinen verstörten Zügen, während Ralk in Verwünschungen und Drohungen gegen die Sieger ausbrach, deren Wut ohne die Dazwischenkunft ihres Häuptlings, der das Leben des Sergeanten schützte, von den

schlimmsten Folgen für ihn hätte werden können.

Rasch wurden zwei Tagbahren hergestellt; zwei Indianer übernahmen Lioncel, zwei andere ergriffen Ralf und so zogen die Sieger rückwärts am Felsen vorüber und vertieften sich in den Wald.

Die Gefangenen wurden fast zur Verzweiflung getrieben durch die Siegeslieder, welche alle Unternehmungen der Wilden begleiten und zur Feier des ruhmwürdigen, ihre Anstrengung lohnenden Erfolges angestimmt wurden.

„Die Männer mit bleichem Angesichte sind über die großen, ihre Gegenden bewässernden Seen gekommen; sie haben Feuer und Schwert in unser Gebirg und unsere fruchtbaren Thäler gebracht.

Ihre Blitze haben sie gegen uns geschleudert. Unsere Greise sind gefallen, unsere Söhne hat die kalte Hand des Todes getroffen.

Unsere Weiber haben ihre Muttermilch über den Leichen ihrer von den bleichen Männern ermordeten Kinder ausgegossen.

Unsere Töchter haben über die entschlafenen Krieger, welche ihnen zu Lebens-

gefährten bestimmt waren, geweint. Unsere Streiter haben jenen, welche die Väter zu Töchtern sich erwählt, eine Gruft gegraben.

Unsere Hütten sind dem Beile der Feinde erlegen, unsere brennende Heide hat ihren Staub mit der Erde, deren Zierde sie war, vermischt.

Unsere Hände mußten wir den bleichen Gestalten entgegenstrecken, sie haben sie in Ketten geschlagen. Unter dem Sklavenjoche aber blieb der Sohn vom Stamme Abrow-Kor stolz und frei. Die Tochter des Gebirges bewahrte die Liebe zur Freiheit bei den äußeren Zeichen der Knechtschaft.

Sie haben abwechslungsweise gesungen und auf ihre Stimme ergriffen die Söhne Abrow-Kors Feuer und Schwert und verwüsteten die Wohnungen ihrer Feinde.

Die Frauen mit bleichem Angesichte haben auch ihre Hände den Söhnen Abrow-Kors entgegengestreckt und sind in Fesseln gelegt worden.

Es sind die Greise gefallen; ihre Söhne hat die kalte Hand des Todes getroffen.

Es sollen die Verlobten wehklagen über die Jungfrauen ihres Stammes, die jungen

Mädchen den Erkorenen ihres Herzens nachrufen.

Denn die Kinder Abrow-Kors sind gekommen und haben, gleich dem Gebirgsstrome, alles verwüstet.

Bald werden die bleichen Gestalten verschwinden und die Helden der Berge ihre glücklichen Tage wiedersehen.

Freiheit, Freiheit! Heil den Söhnen Abrow-Kors!

Zu dem Mißlaut dieser wilden, rauhen Stimmen gesellte sich Ralfs Wutgeschrei. Cesar bewahrte ein düsteres Schweigen und betete in seinem Herzen. Vor dem ersten Morgenstrahle traten die Gefangenen in den Kraal des Abrow-Kor'schen Gebirges.

XV. Kapitel.

Der Prozeß.

Während Lioncel, ein Opfer väterlicher Träumereien, in der Gewalt der grausamen, seine Niederlage feiernden Verfolger war, harrten andere Gefangene in den Kerkern der Stadt der über ihr Los entscheidenden Stunde.

Am Vorabende dieses feierlichen Tages wurden die drei Wilden mit erhöhter Strenge behandelt. Oramaïka wurde in einen Kerker geworfen. Ihr Vater und Manoko mußten ihr erstes ungesundes, übelriechendes Gefängnis wieder beziehen. Wilhelm wurde an der Thüre abgewiesen; die bestimmtesten Befehle versagten ihm den Eintritt, er sah sich des schmerzlichen Trostes beraubt, seinen Freunden den letzten Beweis treuer Liebe im Unglücke geben zu können.

Am folgenden Morgen eilte er, voll banger, schwerer Ahnungen, in den Rathaussaal, wo das Urteil über die Gefangenen gesprochen werden sollte. Unter der gaffenden Menge waren alle die Gerüchte in Umlauf, welche diejenigen gern verbreiten, die, von der Wahrheit meistens am wenigsten unterrichtet, sich alles zu wissen rühmen.

„Ohne Zweifel werden sie zum Tode verurteilt," sagte gravitätisch ein Mann im Quäkergewande, „sie waren Teilnehmer einer Verschwörung, und Papiere sind bei ihnen gefunden worden, welche die Regierung über die der Stadt drohende Gefahr aufklärten."

„Welche Gefahr, welche Gefahr?“ ertönte es von allen Seiten.

„Man spricht von Brandstiftung, von Entführung des Gouverneurs, was weiß ich? Der Prozeß wird übrigens eingeleitet und da wird man's erfahren.“

„Es sind Papisten,“ sagte ein anderer; „der Prediger Helwood hat sich in ihr Gefängnis begeben, sie haben ihn alle zurückgewiesen.“

Diesem Umstande waren allerdings die schärferen Maßregeln, welche die letzten Stunden der Gefangenen verbitterten, zuzuschreiben.

Tiefe Stille herrschte bald in der Versammlung. Der Präsident hatte seinen Stuhl eingenommen. Auf seinen Befehl wurden die Gefangenen vorgeführt, Oramaïka zuerst; ihr Gang war stolz und sittsam, ihr fester Blick gab von den edlen Gefühlen ihres Herzens Zeugnis und schien, ohne Trotz gegen ihre Richter auszudrücken, daß sie von einem anderen Richterstuhle ein barmherziges Urteil erwarte.

Eine zweite Thüre öffnete sich, Corambo und sein Sohn traten ein; männlicher Mut offenbarte sich auf ihren Zügen; sie hatten

gelitten, das sah man, aber ohne niedergeschlagen zu sein, und die Todesfurcht übte keine Gewalt über ihre Herzen aus.

Oramaïka erhebt den Blick, erkennt ihren Vater, stürzt ihm entgegen, fällt auf die Kniee mit dem Rufe: „Mein Vater, Du hier!“

Der greise Häuptling neigt sich zu ihr, drückt sie ans Herz und küßt sie auf die Stirn.

Manoko will seine Schwester auch umarmen, aber die Wachen widersetzen sich mit Härte dieser brüderlichen Liebesbezeigung, und ein mißfälliges Gemurmel erhebt sich in der bewegten Volksmenge.

„Junges Mädchen,“ sprach der Präsident, „kanntet Ihr die vom Gesetze über jeden den Connecticut überschreitenden Indianer verhängte Strafe?“

„Hätte ich sie gekannt, so würde ich sie unbeachtet gelassen haben,“ erwiderte Oramaïka mit edler, aber bescheidener Zuversicht; „die Pflicht ist stärker als das Gesetz.“

„Welche Pflicht führte Euch nach Rama?“

„Die heiligste von allen, die Notwendigkeit, der Stimme meines Gewissens zu folgen.“

„Das heißt Euerer Rachelust; eine Verschwörung war im Werke, die Indianer von Abrow-Kor haben die Festung in Rama in Brand gesteckt.“

„Ich stehe in keinem Verkehre mit diesen Stämmen.“

„So gebet den Grund Euerer vermeintlichen Pflicht an.“

„Wäre es mein Geheimnis, so dürfte ich es offenbaren, es ist ein fremdes; darum schweige ich.“

„Es gilt Euer Leben.“

„Ich weiß zu sterben, wenn es sein muß.“

„Ihr ziehet Eueren Vater mit ins Verderben; auch Euer Bruder fällt als Opfer Eueres hartnäckigen Schweigens.“

„Mein Vater, mein Bruder,“ sprach Oramaïka mit einem wehmütigen Blicke auf Corambo und seinen Sohn, „haben so oft ihr Leben aufs Spiel gesetzt! Sie werden es freudig einer so edlen Sache opfern und wir schätzen uns glücklich, miteinander zu sterben.“

„Ihr seid Papisten,“ sagte der Präsident, sie der Reihe nach musternd.

„Wir sind Katholiken,“ erwiderten alle drei mit edlem Freimute.

Der sanfte, feste Klang ihrer Stimme bei dem standhaften Bekenntnisse gegenüber einem fast sicheren Tode, machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Wilhelms edle, geradsinnige Seele erbebte, er brachte der Religion, welche ihren Kindern solche Kraft verleiht, eine ehrfurchtsvolle Huldigung und fühlte seine Vorurteile wie Schatten vor dem Lichte verschwinden.

Der Präsident stellte ungefähr die nämlichen Fragen an Corambo und erhielt ähnliche Erwiderungen. Seine Tochter rief die Pflicht, er mußte ihre Schwäche unterstützen und hatte sie ohne Zögern begleitet.

Manoko sprach wie sein Vater.

Nun kam die Reihe an den Verteidiger.

Heinrich Lioncel erhob sich und vertrat mit anerkennenswertem Eifer die Sache seiner Klienten in einer Rede, wo sich Beredsamkeit des Herzens mit gründlicher Gesetzeskenntnis vereinigten. Er legte besonderes Gewicht auf den Umstand, daß die Kenntnis des neuerlassenen Gesetzes höchst unwahrscheinlich im Süden der Kolonie vor der Abreise der Angeklagten bekannt geworden sei.

Auf die desfalls an ihn gerichtete be-

stimmte Frage blickte Corambo seine Kinder an, erhob dann die Augen zum Himmel und sprach: „Nein, ich darf ihr teures Leben nicht mit einer Lüge erkaufen, Gott verbietet es. Als wir Santa Maria verließen," sprach er mit imponierender Ruhe, „kannten wir das Gesetz seit drei Tagen."

Von einer ihm unbekannten Macht überwältigt, möchte der Präsident die unschuldigen Delinquenten retten; er stellt ihnen Fragen, die ihre Freisprechung bewirken können, eine Ausflucht, ein halbes Geständnis rettet sie. Aber lügen für einen Katholiken! ein so heiliges Geheimnis verraten! nein, nein; für Seelen, in welchen der Glaube rein und stark lebt, ist der Tod vorzuziehen; die Ewigkeit steht vor ihnen, dort ist ihr großer Lohn, sie schweigen, um den Gott, der sie zu seinem unendlichen Lichte berufen, nicht zu beleidigen. Die Geschworenen haben sich in den Beratungssaal zurückgezogen. Düsteres Schweigen herrscht in der Versammlung. Alle Blicke sind teilnahmsvoll auf die Gefangenen gerichtet. Man vergißt ihre fremde Abkunft, der Religionshaß verstummt; die Gedanken der in Spaltungen Getrennten vereinigen

sich im einzigen Wunsche, die Angeklagten freigesprochen zu sehen.

Nach einer Stunde der Erwartung öffnet sich die verhängnisvolle Thüre. Welchen Spruch werden wohl diese Lippen fällen? Welches Urteil ist in diesen Herzen reif geworden? Man fürchtet, hofft; nur die, welche zittern dürften, sind ruhig und unerschrocken, sie beten. —

„Sind die Angeklagten vor dem Gesetze schuldig?" fragte der Präsident.

Alle Köpfe sind vorgestreckt, jeder hält den Atem an sich, die ganze Versammlung scheint ihr eigenes Urteil zu erwarten. Der Präsident wiederholt die Frage zweimal.

„Ja," antworteten die Geschworenen feierlich.

„Welche Strafe spricht das Gesetz aus?"

„Die Todesstrafe."

Die drei Angeklagten sinken in die Kniee und bezeichnen Stirn, Mund und Herz mit dem Kreuzzeichen.

„Gnade! Gnade!" erscholl es von allen Seiten.

„Gnade! Gnade!" rufen die Geschworenen selbst. Der Präsident, kaum imstande, seine innere Bewegung zu bemeistern, erklärt

den Gefangenen, daß er ihre Begnadigung bei der Regierung nachsuchen würde. Ruhig, in der Hoffnung, ihr Leben zu erhalten, wie sie angesichts eines sicheren Todes starkmütig waren, fallen sich Corambo, seine Tochter und Manoko gegenseitig in die Arme.

Wilhelm, der so lange zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, fühlt neue Freude in seinem Herzen; er wird seine Freunde bestürmen, selbst zum Gouverneur eilen, und vermag eifrige Hingebung sie zu retten, so ist er sicher, Oramaïka das für ihn einst fast verwirkte Leben zurückzugeben.

XVI. Kapitel.

Der Stamm Abrow-Kor.

Wie wir es bereits erwähnt haben, zogen sich die von den Engländern besiegten Stämme in das östliche Gebirge zurück, sammelten ihre letzten Kräfte und brüteten Rache.

Eine Verschwörung war allerdings angezettelt worden; die Regierung hatte Kennt-

nis davon erhalten und wollte sie durch die über jeden auf dem rechten Ufer des Connecticut ergriffenen Indianer verhängte Todesstrafe teils vereiteln, teils den Gewaltthätigkeiten der einzelnen Stammesgenossen ein Ziel setzen. Unter allen diesen Völkerschaften zeichnete sich besonders der Stamm Abrow-Kor durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Kriegslist aus. Weniger als die übrigen von der Fremdherrschaft gedrückt, nährte er demungeachtet den unversöhnlichsten Haß gegen die Sieger.

Zamilda und der indianische Führer der Lioncelschen Heeresabteilung waren Abkömmlinge dieses Stammes. Wir wissen, wie erstere dem Hasse ihrer Landsleute diente, nicht minder gewandt im Betruge und glücklich in der Ausführung seiner düsteren Pläne war der zweite.

Im vertrauten Familienkreise bei Thompson eingeführt, hatte nie der geringste Argwohn gegen ihn Raum gefunden. Klug, gewandt und eifrig wußte er sich das allgemeine Wohlwollen zu erwerben. Bei dem Festungsbrande hatte er überall Hand angelegt, selbst das Feuer, welches den südlichen Flügel verzehrte, angezündet, und

dennoch rühmten die wenigen Geretteten seine Hingebung und seinen Eifer.

Am Abende, wo der erste Kriegsrat gehalten wurde, hörte er alles und hinterbrachte es unverzüglich seinen Stammesgenossen, die, nach seiner Weisung, unweit des Lagers durch ihr Kriegsgeschrei Bestürzung verbreiteten. Auf seine Veranlassung hatte Lioncel Halt gemacht, und da mischte er dem Tranke der Soldaten eine Flüssigkeit bei, welche sie in tiefen Schlaf versetzte.

Ihm übertrugen die Indianer aus raffinierter Grausamkeit die Sorge für die beiden Gefangenen.

Es läßt sich leicht denken, daß Ralf in neue Wut geriet, als er den Verräter in die Hütte, wo er gefangen saß, eintreten sah.

„O, hätte ich meine scharfe Klinge!“ rief er, ihm einen furchtbaren Blick zuwerfend, „wie wollte ich Dir Deinen Verrat vergelten!“

„Der Löwe verachtet den Wurm, den er zertritt,“ erwiderte kaltblütig der Indianer.

„Löwe, Tiger, Schakal, Hyäne!“ schrie Ralf, sich von seiner Strohmatte erhebend, „Du wiegst allein diese wilden Bestien auf, Du Sohn des Verderbens.“

„Das Echo verklingt in der Luft.“

„Wann schlägt die Stunde unserer Befreiung,“ fragte Lioncel den Indianer, „warum verzögert man unseren Tod?“

„Weil wir in vierzehn Tagen das Tahio-Tays-Fest feiern und ihr dann zum Opfer gebracht werdet.“ Der Indianer sprach diese Worte mit großer Ehrfurcht. Cesars stumme Ergebung hatte den Wilden Bewunderung eingeflößt; sie nannten ihn groß, stark, mutig.

„Bereiten wir uns vor, Herr Lieutenant. Vierzehn Tage lang werden wir gemästet wie Schafe, dann gebraten und verzehrt. Vorausgesetzt,“ fügte er leise bei, „daß uns der Major braten läßt;“ eine Frist von vierzehn Tagen erweckte allerdings Hoffnungsgedanken.

Cesar erwiderte auf alle diese Reden nichts, und desto mehr bewunderte ihn der Indianer.

„Du bist tapfer,“ sprach er, nachdem er ihn lange betrachtet, „unsere Krieger wissen Deinen Mut zu ehren. Sie bereiten Dir einen langsamen, glorreichen Tod und Dein Fleisch wird von dem Häuptlinge und den Ältesten verzehrt werden.“

Lioncel konnte sich eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren.

„Lachen Sie nur, Herr Lieutenant, lachen Sie nur, es steht Ihnen frei; ich für meinen Teil finde unsere Lage nichts weniger als lächerlich.“

„Das weibische Herz wird leicht traurig,“ sprach der Indianer, „aber das Herz des mutigen Mannes bewahrt seine Heiterkeit im Tode.“

Diese Worte begleitete ein Blick der tiefsten Verachtung; der Indianer stellte die Nahrung der Gefangenen hin und verließ die Hütte.

XVII. Kapitel.

Die Entführten.

Ähnliches trug sich in geringer Entfernung zu. Mistreß Thompson und ihre beiden Töchter litten die härteste Gefangenschaft unter der Obhut einer Wärterin dieses wilden Stammes. Sie war eine Schwester von Zamildas Mutter und rächte grimmig an den drei Unglücklichen das Schicksal ihrer Familie und ihres Volkes.

Zamilda verfolgte besonders Lelia mit bitterem Haß. Die junge Indianerin war doch von Natur aus gut und gefühlvoll, sie besaß edle Eigenschaften. Wie vermochte sie es, eine Familie, welche sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, ins Unglück zu stürzen? Warum verfolgte sie gerade jene, deren Sanftmut ihr die Knechtschaft erleichtert hatte? Eine furchtbare Leidenschaft, die Eifersucht, hatte Zamildas Herz eingenommen und sie zum Verbrechen geführt.

Sie stand in heimlichem Verkehre mit ihrem Stamme und kannte die Verschwörungspläne, zu deren Ausführung sie häufig von seiten ihrer Landsleute die Hand zu bieten aufgefordert worden war. Doch stets wies sie ihre Anträge zurück; wenn auch die Liebe zu ihrem Volke ihren Mund gegen ihre Gebieter verschloß, so dachte sie doch mit seligem Gefühle, daß sie über ihre Sicherheit wachen konnte.

Als sie aber von Lelias Verbindung mit Cesar Lioncel hörte, und die Eifersucht sich ihrer bemächtigte, schwieg alle Großmut in ihrem Herzen. Sie verließ das Haus ihrer Gebieter zur Nachtzeit, zündete auf dem Hügel das mit den Ihrigen ver-

abredete Feuerzeichen an; die im Walde verborgenen Indianer eilten herbei. Der Plan wurde festgesetzt und in zwei Tagen ausgeführt.

Nach ihrer Rückkehr versöhnte sie ihre Gebieterin durch erheuchelte Unterwürfigkeit und rührende Entschuldigungen. Im Besitze des Schlüssels zum geheimen Eingange öffnet sie, während alles schläft, leise die Thüre gegen den Sumpf, der einzigen Schutzwehr des von der Familie des Majors bewohnten Flügels. Diesen stecken die Wilden durch ein ihnen bekanntes Mittel in Brand, und der oben erwähnte Indianer, nach Rache dürstend, trägt das Feuer in die übrigen Teile der Festung.

In der Verwirrung und dem Tumulte dieser Schreckensscene werden Mistreß Thompson und ihre Töchter von den Indianern nach dem Gebirge von Abrow-Kor entführt.

Zamilda war erfinderisch in ihren schadenfrohen Quälereien. Sie führte die Erinnerungen von Rama mit allem, was ihren Schmerz erhöhen konnte, vor Lelias Seele, die so vielen Beleidigungen und Bosheiten nur Sanftmut und Geduld entgegenstellte, während Mistreß Thompson das verhärtete

Herz der Sklavin zu besänftigen suchte, und Jenny, ihren Frohsinn vergessend, mit ihrer Mutter weinte.

Sobald die Indianer den Lieutenant und seinen Unglücksgefährten gebracht hatten, eilte Zamilda, die Gefangenen davon zu benachrichtigen.

„Die Tochter der Festung wird ihren Bräutigam sterben sehen," sprach sie mit satanischem Hohne. „Abrow-Kors Kinder sind Sieger; in wenigen Tagen wird der Todesgesang der bleichen Gestalten aus barbarischem Stamme ertönen."

Mistreß Thompson und ihre Töchter erbleichten. Erstere fragte Zamilda, ob der Major auch gefangen sei.

„Nein, aber unsere Jäger haben ihre Netze ausgesteckt, die Löwen sind auf der Lauer und die Wölfe sollen ihnen nicht entgehen. Als Unterpfand ihres vollständigen Sieges haben sie die Gefährten des Kühnen, Tapfern geschlachtet, ihn aber und den Mann mit der beweglichen Zunge eingeführt, um unseren Ältesten zum Festmahle zu dienen."

Kalter Schauer überrieselte die unglücklichen Gefangenen. „Ach, Mutter, wer kann

ein solches Schauspiel ertragen?“ sprach Jenny. —

„Gott ist den Bedrängten nahe, mein Kind.“

„Und unsere Schwachheit kann durch ihn stark werden,“ seufzte Lelia.

Die Gefangenen schwiegen und Zamilda freute sich des Stoßes, den sie ihnen versetzt, und verließ sie.

XVIII. Kapitel.

Unerwartete Botschaft.

Der treffliche Major Thompson harrte im Lager mit Ungeduld der Rückkehr seiner Vorleuchter, wie er Lioncel und seine Schar nannte. Voll Besorgnis über ihr Ausbleiben sandte er ihnen zwanzig Mann nach, welche bei dem verhängnisvollen Felsen von den Wilden umzingelt und bis auf einen Mann, der dem Tode entkam und seinen Oberen Bericht erstattete, unbarmherzig niedergemacht wurden.

Tief erschüttert über diese Nachricht, erkannten der Major und die ihn begleiten-

den Offiziere, daß sie verraten seien, und beschlossen, auf einem bekannteren Wege in das Abrow-Korsche Gebirge einzudringen. Das Heer war seit zwei Tagen auf dem Marsche, als sich ihm bei einer Umbiegung der Straße zwei Indianer, die eine weiße Fahne trugen, darstellten. Beim Anblicke der Engländer warfen sie sich auf das Angesicht nieder und schwangen ihre Standarte zum Zeichen des Friedens.

Der Major, über die Gegenwart der beiden Männer betroffen, befiehlt, daß sie ihm vorgeführt werden.

„Wir sind aus Santa Maria,“ sagte der ältere Indianer sich verneigend, „und zu Dir von Deinen Freunden abgesandt. Im Namen unserer Häuptlinge bieten wir Dir Hilfe und Freundschaft an.“

„Seid mir willkommen; von welchen Freunden aber sprechet ihr?“

„Lies das Blatt Papier, es wird Dir bessere Auskunft geben, der Name Deiner Freunde ist mir fremd.“

Herr Thompson übernahm den Brief und las die Unterschrift. Es war die Wilhelm Harleys.

„Teurer Major,“ schrieb er nach Er-

wähnung der dem Leser bekannten Thatsachen, „Sie können sich keine Vorstellung von meinem Glücke machen, als mir der Gouverneur die Begnadigung meiner Freunde gewährte. Ich eilte in ihr Gefängnis, um ihnen die frohe Botschaft zu bringen. Sie fielen mir zu Füßen und benetzten sie mit Thränen. Ihre Dankbarkeit beschämte mich, denn ich vergalt nur Oramaïka den Dienst, den sie mir mit größerem Opfer erwiesen.

Ich führte die glückliche Familie mit mir; freudiger vielleicht als sie, dankte ich Gott, daß er mich zum Werkzeuge seiner Güte ausersehen habe. Da erfuhr ich alles, was Helene betraf, und beschloß, da mir niemand Nachricht von ihrem Aufenthalte geben konnte, nach Santa Maria mit meinen Freunden aufzubrechen. Wie groß war unsere gegenseitige Freude, als wir meine Base dort fanden!

Das Ihnen begegnete Mißgeschick, welches ich ihr mitteilte, erregte ihre volle Teilnahme, sie unterrichtete den frommen Missionär davon, der hier eine fast unumschränkte Gewalt über die Gemüter ausübt. Auf seinen Ruf erklärte sich der Häuptling bereit, Ihnen seine tapfersten Krieger zur

Besiegung der Männer von Abrew-Kor zur Verfügung zu stellen. Wenn Sie nach Santa Maria auf dem von den beiden abgesandten Indianern bezeichneten Wege kommen, werden Sie nur anderthalb Tage später eintreffen, hingegen sichere Führer, ergebene Soldaten und treue Freunde finden."

Nachdem der Major den Brief gelesen, rief er aus Gewohnheit seinen Lieutenant Lioncel und den wackeren Sergeanten Ralk, gedachte dann mit einem Seufzer ihres Unglückes und teilte die empfangene Botschaft seinen übrigen Offizieren mit.

Die Meinungen waren geteilt; da sich aber der Vorschlag doch günstig herausstellte, so beschloß man am Ende einstimmig, nach Santa Maria aufzubrechen.

„Wir vertrauen der Treuherzigkeit euerer Befehlshaber und folgen euch," sprach der Major zu den Indianern; „führt uns in euere Heimat, Gott sei mit uns!"

„Der Tau des Himmels fällt mit dem ersten Morgenstrahl auf die Niederlassung Santa Maria," sagte der ältere Indianer.

„Und die Sonne vergoldet ihre Garben und färbt ihre Trauben," sagte der jüngere.

„In Santa Maria giebt es immer Herzen zur Aufnahme der Unglücklichen, und der Arm des Kriegers waffnet sich stets zur Verteidigung der Unschuld.“

Nach diesem pomphaften Lobe verneigten sich die Wilden erfurchtsvoll vor dem Major und das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben.

Es ging über eine kleine Ebene in einen dichten Wald; schon fürchteten die Soldaten die Hindernisse und Beschwerden des Weges, als sie mit freudigem Erstaunen einen breiten, bequemen Pfad betraten. Zur Seite hoch aufgehäufte Baumzweige und Laubwerk bezeugten, daß Freundeshände diesen schönen, anmutigen Weg geebnet hatten.

„Unsere Brüder von Santa Maria haben euch diesen Weg erleichtert, damit euere Ankunft durch nichts aufgehalten werde,“ bemerkten die Indianer.

Der Major dankte seinem Führer herzlich. Bei einbrechender Nacht lief der jüngere Indianer voraus, zündete die Haufen Baumzweige auf beiden Seiten der Straße an, und das erleichterte den Durchzug der Truppen.

Gegen Mittag des anderen Tages erhoben

die Indianer ein Freudengeschrei. Auf einer üppigen, im herrlichsten Grün prangenden Ebene zeigte sich ein liebliches, von einem Kirchturme beherrschtes Dorf: es war die Niederlassung Santa Maria.

XIX. Kapitel.

Santa Maria.

Ebenso überrascht, als von freudiger Hoffnung erfüllt, seine Freunde wieder zu sehen, zog der Major in das Dorf ein. Vier gerade Straßen liefen in einem mit Bäumen gezierten Platze zusammen, auf welchem eine aus Steinen gebaute Kirche stand. Die Häuser hatten alle ein Stockwerk, in der Höhe unserer Halbgeschoße; aus Lehm gebaut, waren sie mit einer weißen, glänzenden Tünche überstrichen, die ihnen ein äußerst freundliches Ansehen gab. Sobald das von anderen Indianern wiederholte Rufen der Führer das Eintreffen des Majors ankündigte, ertönten die Glocken in fröhlichem Spiele. Eine Musketensalve empfing ihn, und eine Schar Krieger,

Männer, Weiber und Kinder stellte sich in vier Reihen auf. Den Schluß bildete der gravitätisch zwischen zwei ehrwürdigen, der Kleidung nach katholischen Priestern einherschreitende Häuptling.

Auf ein bewilligendes Zeichen des einen Priesters trat ein junges Mädchen aus der Reihe und warf sich in die Arme des älteren Führers. Ihr leichter Mantel fiel zurück und zeigte den Fremden, daß ihr ein Arm fehle; daran erkannte der Major sogleich Oramaïka; die Führer waren Corambo und sein Sohn.

Der Häuptling, welcher gut englisch sprach, hielt eine kurze aber herzliche Anrede, welche der Major mit gewohnter Offenherzigkeit erwiderte. Die Missionäre, der Häuptling und er begrüßten sich wie alte Freunde. Beim Anblicke Wilhelms und Helenens blutete dem trefflichen Thompson das Herz, er vergoß bittere Thränen und ließ die menschlichen Gefühle der Wehmut über die Stärke des Kriegers herrschen.

Wilhelm suchte ihn durch die Aussicht auf baldige Wiedervereinigung möglichst zu trösten, und führte ihn in das Haus der Missionsväter, wo ihm die gastfreund-

schaftlichste, liebevollste Aufnahme zu teil ward.

Unterdessen begleiteten die angesehensten Bewohner Santa Marias die Offiziere und Soldaten in ihre Quartiere. In keinem Hause fehlte die gastliche Bewirtung und nach patriarchalischem Beispiele wuschen sie die Füße ihrer Gäste und dienten ihnen mit Ehrfurcht.

Nachdem der Major mit Widerstreben diesen Akt der Demut des Missionärs an sich erfüllen ließ, beratschlagte er mit den Vätern und dem Häuptlinge über die Mittel, schleunigst nach dem Gebirge Abrow-Kor zu gelangen.

„Die Zeit drängt, jede Sekunde ist eine Ewigkeit der Qual für unsere Freunde und vielleicht . . .“ der arme Major hielt inne.

„Fürchtet nichts,“ erwiderte der Häuptling, seine Gedanken erratend, „vor dem hohen Feste der Abrow-Kor wird nichts gegen sie unternommen werden.“

In zwei Tagen beschloß man aufzubrechen, teils den erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen, teils den neuen Verbündeten Zeit zu ihren Vorbereitungen zu lassen.

Herr Thompson besuchte Helene, welche

mit Miß Pierson, die Boston verlassen hatte, um zu ihrem Zögling zurückzukehren, ein nahegelegenes Häuschen bewohnte. Der gute Major brannte vor Begierde, Miß Harleys Erlebnisse zu erfahren, sie wollte aber seine Ungeduld an diesem Tage nicht befriedigen, sondern bestimmte den folgenden Abend zu ihrer Erzählung. Der Major stellte sich, wie sich leicht denken läßt, pünktlich ein.

XX. Kapitel.

Helenens Erzählung.

Nachdem Miß Harley ihre Unterredung mit Oramaïka, die verabredete Zusammenkunft mit ihr im Walde und somit ihre Entfernung aus der Festung berichtet hatte, fuhr sie fort:

„Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich Carainas Hütte leer fand und im Walde furchtbares Getöse: hauen, schießen und schreien vernahm; die Angst beflügelte meine Bewegungen, die wiederhallenden, verdoppelten Schritte, das Rauschen der niedergetretenen Blätter schnürten mir die Brust

krampfhaft zu; doch noch nicht genug der Qual, ich blickte zurück, um zu sehen, ob mich niemand verfolge, da schimmerte mir ein schrecklich glänzendes Licht entgegen, ich schrie: Die Wilden haben ohne Zweifel die Festung in Brand gesteckt. Helene schwieg, sie teilte den Schmerz, den solche Erinnerungen im Major hervorrufen mußten."

„Fahren Sie fort, Miß Harley," sprach er mit einem tiefen Seufzer.

„Ich betete inbrünstig und fühlte meinen Mut wiederkehren, dann lief ich aus allen Kräften weiter, ohne einen Augenblick, bis auf die Zeit, wo ich etwas Nahrung genoß, zu ruhen, und schlief unvermerkt ein.

Als ich erwachte, standen zwei Frauen neben mir, die mich mit wohlwollender Teilnahme anblickten; Furcht ergriff mich anfangs, dann aber faßte ich Vertrauen, streckte ihnen flehend meine Hände entgegen und suchte sie durch Zeichen zum Mitleid zu bewegen. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachteten sie das Brot in meinem Korbe, sprachen miteinander und luden mich ein, ihnen zu folgen. Meine geschwollenen, von den Dornen zerrissenen Füße trugen mich kaum, sie boten mir die Hilfe ihres

Armes und pflückten in der Nähe ein Gewächs, das sie in meinen Korb legten.

An einem Bache angelangt, wuschen sie mir Beine und Füße mit mütterlicher Sorgfalt, zerknitterten dann das Kraut und legten es über meine Wunden, worauf sie mir zu schlafen winkten.

Gern gehorchte ich, denn mein Leib war durch Schrecken, Angst und raschen Lauf zerschlagen, es dämmerte bereits. Nach einem fünfstündigen Schlafe fühlte ich mich neugestärkt, gewahrte aber zu meinem Entsetzen, daß ich wieder allein sei! Ich wollte aufstehen, gehen, unmöglich; tief betrübt, wie vernichtet fiel ich auf den Rasen zurück; ich weinte bitterlich und wagte es zum ersten Male, an der göttlichen Vorsehung zu zweifeln. Gott aber wachte über mir mit besonderer Liebe und bereitete mir unerwartete Hilfe. Nach zwei Stunden, als die Sonne aufging, sah ich zwei Indianer gerade auf mich zugehen, eine der Frauen, die mich so liebevoll gepflegt hatten, führte sie.

Sie trugen eine halb europäische, halb ihren Sitten angemessene Tracht; die Frauen hüllten sich in lange Gewänder, welche ein mit Muschelwerk verzierter Gürtel umschloß.

Mit treuherzig freundlichem Wesen mich begrüßend, sagten sie mir in kaum verständlicher Sprache, daß sie gekommen seien, mich in die Niederlassung zu tragen. Darauf schnitten sie Baumzweige ab, bildeten davon eine Tragbahre, die sie mit Tierfellen bedeckten, nötigten mich, darauf Platz zu nehmen und hoben sie auf ihre Schultern.

Nach anderthalbstündigem Zuge langten wir hier an. Wie groß war mein Erstaunen, als ich mitten im Orte ein Kreuz auf einem Kirchturme glänzen sah! Ich wagte nicht nach dem Namen des Dorfes zu fragen, aus Furcht, einem süßen Wahne entsagen zu müssen, endlich standen wir vor dem Missionshause; man klopft an, ein Priester öffnet, der Priester ist Pater O'Leary! O göttliche Vorsehung! rief ich, ich preise Dich! ich glaube an Dich!

Überrascht blickt mich der fromme Ordensmann prüfend an; er scheint sich meiner Züge erinnern zu wollen, ich nenne mich, da lobt er Gott und preiset seine Güte. Ich erzähle ihm alle meine Erlebnisse seit unserer Trennung, und erfahre über seine lange Gefangenschaft in London und das mir treu bewahrte Andenken, bezüglich auf

das Versprechen gegen die sterbende Mutter, was mir Oramaïka nicht sagen konnte.

Mein teures Kind, fügte er bei, ich habe zu seiner Erfüllung das Meinige gethan; Gott hat Großes gethan, was wollen Sie thun?

Gottes heiligen Willen erfüllen, Ihrem Rate folgen und das Gelübde meiner Mutter halten, antwortete ich.

Seitdem bestrebe ich mich, die katholischen Glaubenswahrheiten kennen zu lernen, und sehne mich nach dem schönen Tage, der mich wieder in den Schoß der Kirche zurückführt."

„Sie wollen also katholisch werden?" sprach der Major erstaunt.

„Meine Mutter war es."

„Ihre Priester haben den Geist der Liebe, es ist wahr. Die guten Väter, wie haben sie für uns gesorgt! Welche Zartheit, in ihrer Art Wohlthaten zu spenden! Sie täuschen mich nicht, Miß Harley, es sind doch katholische Priester, nicht wahr?"

Helene konnte sich des Lächelns nicht erwehren: „Jawohl, Herr Thompson, es sind katholische Priester, warum stellen Sie diese Frage?"

„Ja . . . weil . . . sehen Sie . . . ich die mir beschriebenen Leute nicht in ihnen erkenne.“

„Allerdings ist es schwer, in dem Bilde, das die Feinde des katholischen Priestertums entwerfen, den würdigen Diener dieser Religion der Liebe zu erkennen. Er wird uns selbstsüchtig, kalt, unduldsam geschildert, aber so ist der Priester Christi nicht. Könnten Sie ihn in der Ausübung seines Amtes, als Tröster der Armen, Helfer in der Not sehen! wie er, nach dem Vorbilde Christi, allen Gutes thut und sein Opferleben in Werken der Barmherzigkeit hinbringt! Bei längerem Aufenthalte würden Sie unseren eifrigen Seelenhirten, von Notleidenden umgeben, väterlich ihrem Elende abhelfen sehen. Dort Brot austeilend, da Kleidung spendend und dem Obdachlosen eine Stätte bereitend. Gegen alle gütig und wohlwollend, ermuntert er das Kind, welches ihm die Wohlthat des Unterrichtes verdankt, und stützt den zitternden Greis, der nahe am Grabe steht. Am Altare, im Gebete gleicht er einem vor Gottesthron stehenden Engel, der, in tiefster Ehrfurcht versunken, für seine Herde den Segen und die Gnade des Him-

mels erfleht. Wo er sich zeigt, erbaut er durch seinen Wandel, die Salbung seiner Worte rührt die Herzen, der Sünder fühlt Reue, der Rachesüchtige verzeiht, der Geizige spendet Almosen, seine Liebe macht ihn zum Vater der Waisen, zum Retter der Unschuld, zum Beschützer der Bedrängten."

Das gute, gefühlvolle Herz des Majors ward von Helenens begeisterter, glaubensvoller, dankerfüllter Rede gerührt; die ernste, edle und bescheidene Erscheinung Pater O'Learys, der unwiderstehliche Zug von Herzensgüte in seinem Angesichte hatte den Major Thompson bereits günstig für ihn gestimmt und seine Vorurteile gegen die Prediger des Papismus, wie er sie nannte, sehr vermindert. Als er Miß Harley das Bild des tugendhaften Priesters entwerfen hörte, Wilhelm beistimmen und die Thränen des wilden Häuptlings fließen sah, begriff er, daß eine so vielseitig hervorgerufene Bewunderung im Verdienste begründet sein müsse, und rief: „Miß Harley, empfehlen Sie Ihrem heiligen Priester unser Unternehmen ins Gebet, und führen wir es glücklich aus, so verlasse ich das Waffenhandwerk, Rama,

die Welt und werde katholisch in Santa Maria."

„Gott gebe es!" sprach Helene, die thränenfeuchten Augen zum Himmel erhebend.

Der folgende Tag war ein beschwerlicher; die Truppenmusterung, die Vorbereitungen zur Reise nahmen den größeren Teil desselben in Anspruch; man legte sich früh zur Ruhe. Helenens Worte aber prägten sich dem Major tief ein. Bei Tagesanbruch sprach er zu Wilhelm:

„Denken Sie nur, Freund, daß ich die Worte Ihrer Base nicht aus dem Sinne bringe. Scherz beiseite, ihr Priester wird am Ende einen Katholiken aus mir machen."

„Es braucht Gnade von oben, um Seelen zu bekehren," antwortete Wilhelm lächelnd.

„Beim rechten Lichte betrachtet, sind die Gebeine unserer Väter katholischer Staub. Die Wahrheiten, welche fünfzehn Jahrhunderte Glauben verdienten, dürften wohl noch Geltung haben, und mir scheint, daß ein Augustinus, Tertullian, Origenes, Konstantin eben so geistig, so vernünftig dachten, als, unter uns gesagt, Luther und Calvin."

„Ich glaube es auch, Herr Major, und

diese Gedanken kehren so oft wieder, daß sie mich zuweilen wie ein lästiger Traum verfolgen."

„Kein Traum, mein Freund, es ist Wahrheit."

„Sehen Sie, wenn man in einer Zeit, wie die unsrige, tugendhafte, eifrige Männer findet, wie der Priester dieser gesegneten Niederlassung, macht das einen unwiderstehlichen Eindruck, die Bewunderung . . . der Major hielt inne."

„Also," sprach Wilhelm, „eine neue Eroberung für Pater O'Leary."

„Ah, mein Freund, die Wahrheit geht Hand in Hand mit der Tugend."

Herr Thompson war im Herzen bereits katholisch. Sein gerader Verstand verlangte, sobald er zu zweifeln imstande war, aus dem Labyrinthe des Irrtums zu treten. Ein längerer Aufenthalt in Santa Maria hätte ihn ohne Zweifel bekehrt. Da aber eine heilige Pflicht ihn abrief, traf er alle Vorkehrungen zur Expedition nach Abrow-Kor.

XXI. Kapitel.

Die Vorbereitungen zum Opfer.

Das Fest der wilden Gebirgssöhne war gekommen, es sollte der Tag der Opferung ihrer unglücklichen Gefangenen sein.

Bei Tagesanbruch ertönte der Ort vom Gesange oder vielmehr Geheul der Wilden. Ihre heiseren Stimmen begleiteten mißtönende Instrumente, die das Ganze zu einer Höllenmusik gestalteten.

„Mein Herr Lieutenant,“ sprach Ralf, „vorausgesetzt, daß wir die in dieser verwünschten Gegend zugebrachten Tage Leben nennen, glaube ich, daß es heute zu Ende geht.“

„Ihr denket, daß wir sterben?“ erwiderte Cesar erstaunt.

„Glaubten Sie wohl, daß wir hier bei den Wilden in Pension bleiben sollten? Haben Sie uns seit acht Tagen so gut behandelt, so geschah es, damit wir ihnen heute besseres Futter abgeben.“

„O mein Vater! mein Vater! soll ich sterben, ohne Sie zu sehen?“

„Es ist hart, Herr Lieutenant, beson-

ders beim ersten Feldzuge. Aber was wollen Sie, bei unserem Handwerke geht es nicht anders, und will man seine Eltern vor dem Tode sehen, darf man nicht Soldat werden."

„Benützen wir den Augenblick und bereiten wir uns zum Tode vor."

„Ich bin ganz bereit, Herr Lieutenant, ich fürchte mich nicht vor seinem hageren, bleichen Gesichte, habe es schon oft in der Nähe gesehen. Anmutig ist es nicht, aber in die Flucht soll es mich auch diesmal nicht schlagen; wenn der Kamerad meinen Namen wie beim Appell aufruft, antworte ich wie dem Major: Anwesend."

„Der Tod ist die Pforte der Ewigkeit," sprach der junge Offizier in feierlichem Ernste.

„Ich weiß es," erwiderte Ralk unwillkürlich schaudernd, „was ist aber da zu machen?"

„Gottes Barmherzigkeit anzurufen und unseren Feinden zu verzeihen."

„Verzeihen? wem? diesen verfluchten Abrow-Kors, die in einer Stunde mein Fleisch, wie das des Büffels oder Rehes verzehren werden. Das wäre ein bißchen zu stark. O, so friedlich bin ich nicht gesinnt."

„Ihr seid also kein Christ?“

„Ich war es, aber offen gestanden habe ich etwas aufgehört, es zu sein.“

„Um so mehr Ursache, es in diesem Augenblicke wieder neu zu werden, und den schwersten Akt christlicher Selbstverleugnung, die Feindesliebe zu üben.“

„Gott kann solches keinem alten Soldaten zumuten, Herr Lieutenant.“

„Dieses Gebot gehört für alle Menschen, und er hat sich gewürdigt, das Beispiel der Lehre folgen zu lassen, da er, für seine Mörder betend, starb.“

„Sie haben viel Tugend, Herr Lieutenant, aber ich . . . sehen Sie . . . doch . . . nun ja, ich verzeihe ihnen.“

In diesem Augenblicke trat der verräterische Führer ein.

„Das Morgenrot des Festes ist angebrochen; die Sonne vergoldet bereits die Bergeshöhen; die bleichen Gestalten müssen sich zum Opfer schmücken,“ sprach er.

„Was für Trödelwerk bringst Du daher,“ sprach der Sergeant, dessen großmütiger Anlauf schon vergangen war und der mit zornigem Blicke die Federbüsche in der Hand des Indianers betrachtete.

„Der Tapfere, der Kühne wird diese Krone von roten Federn tragen,“ sprach der Indianer, ohne Ralf einer Antwort zu würdigen; „es ist das Sinnbild des Mutes, der ihn über Gefahren und Tod erhebt.“

Mit diesen Worten befestigte er die Krone von roten Federn um Lioncels Stirn.

„Der Mann mit der beweglichen Zunge aber wird mit den grünen Federn des geschwätzigen, schreienden Vogels gekrönt werden. Das soll sein einziger Schmuck sein,“ sprach der Indianer und näherte sich der Strohmatte des Sergeanten mit einer Krone von Papageifedern. „Ich trage gar nichts, Satansbrut,“ schrie Ralf wütend. „Eine Krone von Federn! das wäre ein schöner Schmuck für einen alten Soldaten.“

Der Indianer trat näher, Ralf bewegte aber seinen Kopf mit einer Schnelligkeit, die einer Wetterfahne nichts nachgab, faßte die Krone im Augenblicke, wo sie seinen Mund berührte, mit den Zähnen und biß mehrere Federn heraus.

„Arbeite jetzt, beelzebubischer Hoffriseur!“ sagte er. Großes Geräusch entstand vor der Thüre, man holte die Gefangenen ab.

XXII. Kapitel.

Todeslieder.

Eine unzählbare Menschenmenge stand im Halbkreise versammelt. Die Wilden erschienen in ihrem schönsten Schmucke, man sah, daß es Feiertag war.

In der Mitte des Kreises befanden sich der Häuptling und zwei scharlachrot gekleidete Männer: diese waren die Götzenpriester von Abrow-Kor.

Acht Krieger traten in die Hütte und führten die Gefangenen heraus. Bei ihrem Erscheinen erscholl lautes Freudengeschrei.

„Solchem Gesindel verzeihen!“ rief Ralf entrüstet. „In unseren civilisierten Ländern fehlt es wohl auch nicht an Zuschauern, wenn einer zum Tode verurteilt wird, hier sind es doch nur Wilde. Nun, ich muß es wie unser wackerer Herr Lieutenant machen und ihnen eben verzeihen. Aber den Leuten verzeihen, die einen aufspeisen, ist doch ein wenig stark.“

Während dieser philosophischen Erwägung des Sergeanten hatte sich die Volksmenge in Bewegung gesetzt und strömte dem großen

Platze zu, wo fünf Pfähle aufgerichtet waren.

Drei Straßen liefen da zusammen; durch die eine kam eine Schar Weiber mit fliegenden Haaren, welche ein wildes, heiseres Geschrei erhoben. Sie führten drei weibliche Gefangenene in dunkelblauen Hemden.

Ein Schmerzensruf entfuhr dem unglücklichen Lioncel; er erkannte die sanfte Lelia, ihre Schwester und Mistreß Thompson.

„Nun, Herr Lieutenant, verzeihen Sie diesen Brandstiftern, Räubern, Menschenfressern, Höllenauswürfen noch?“

Lioncel schwieg, gedachte des Kalvarienberges und vergab. Die Gefangenen blickten einander schmerzlich an, auch sie hatten Lioncel und den braven Sergeanten erkannt. Nun zogen die Wilden einen Kreis und begannen einen Totentanz mit wildem Geschrei. Der Häuptling näherte sich den Pfählen, an welchen die Schlachtopfer angebunden waren und sang das Lob seiner Landsleute. „Der Stamm Abrow-Kor ist unter den tapferen der tapferste. Seine Feinde fliehen bei seinem Anblicke wie das Elentier vor dem Jäger.

Abrow-Kors Söhne trotzen dem Tode und lächeln in ihren Qualen.

Das Haar der Feinde schmückt die Wohnungen der Abrow-Kors, und ihre Grabstätten sind vom Blute ihrer Gegner gefärbt.

Es zittert alles vor dem mächtigen Stamme und ihr Ruhm reicht über die großen, salzigen Seen jenseits der Wälder hinaus.

Europäer, unser Arm hat euch besiegt, ihr sprachet höhnisch: Sie können uns nicht widerstehen, und ihr seid gefallen.

Rufet jetzt eueren Völkern, fordert sie auf, euch zu befreien, sie sollen unseren Streichen erliegen und unsere Erde mit ihren Leichen bedecken.

Kinder, spannt eueren Bogen, haltet die Pfeile bereit. Die bleichen Gestalten müssen sterben."

Nach diesem Gesang hielten die Götzenpriester eine Rede an die Gefangenen und zogen große Kreise um die Pfähle.

Die Weiber sangen den gefangenen Frauen ein Todeslied und feierten den Ruhm der Abrow-Korschen Helden, die Erniedrigung ihrer Feinde, das Glück der Jungfrauen aus

ihrem Stamme, wenn sie die ihnen zu Gatten bestimmten Krieger siegreich zurückkehren sehen.

Ralf erleichterte unterdessen sein Herz durch unzählige Verwünschungen gegen die Wilden und vergebens bemühte sich Lioncel, ihm christlichere Gesinnungen einzuflößen.

Endlich verstummen die Todeslieder. Ein dumpfes Rollen ertönt in der Ferne, man hört eine gellende Stimme: Keroe, Keroe! rufen. Das Opfer wird unterbrochen, die Gefangenen werden zurückgeführt und in stärkere Fesseln gelegt. Die Wilden eilen dem Feinde entgegen, welchen ihnen der Ruf Keroe verkündet.

XXIII. Kapitel.

Die Befreiung.

Lange währte der Kampf, die Gefangenen hörten das Feuer der Truppen und konnten nicht zweifeln, daß ihnen die Engländer zu Hilfe kämen.

„Werden wir sie denn allein kämpfen lassen,“ sprach der Sergeant.

„Unsere Ketten lassen sich nicht auflösen.“

„Aber zerbrechen,“ erwiderte Ralf und schüttelte sich nach allen Seiten hin, bis die Haut seiner Arme durch die starke Bewegung von den Fesseln aufgerieben war. Endlich gelang es ihm, eine Hand frei zu machen, bald darauf seine Ketten ganz abzuwerfen und Lioncel von den seinigen zu befreien.

„Viktoria!“ schrie er außer sich vor Freude, „Tod den Wilden, Heil dem Major!“

Um sich blickend, gewahrte er in der Hütte: Bogen, Pfeil, Tomahawk, das ganze Rüstzeug der Wilden.

Er warf Lioncel einen Köcher um, gab ihm eine Keule in die Hand, nahm die andere und lud seinen Vorgesetzten ein, ihm zu folgen.

Kaum hatten sie einige Schritte in der Richtung des Musketenfeuers gethan, als eine verwundete, fast sterbende Indianerin sich Lioncel zu Füßen warf.

„Ich wollte Euch ins Verderben stürzen,“ sprach sie, „jetzt will ich Euch retten. Sie ist schon bei ihren Freunden; folget mir.“

„Sie, sie, wer sie?“ rief der Sergeant unwillig.

„O zwingt mich nicht, sie zu nennen! Eilet, meine Kräfte verlassen mich; folget mir.“

„Es ist Zamilda,“ sprach Lioncel zum Sergeanten.

„Vorausgesetzt, daß sie uns so klug als die Indianer zur Festung führt, sind wir geborgen.“

„Euere Wunden müssen verbunden werden,“ sprach Lioncel zu dem jungen Mädchen.

„Meine Wunden,“ antwortete sie mit bitterem Lächeln, „sind tödlich, aber sie sind mein Ruhm, ich habe sie in der Verteidigung meines väterlichen Stammes erhalten.“

Beide Krieger folgten den wankenden Schritten des jungen Mädchens, welches öfters ausrasten mußte; bei einer solchen Gelegenheit wendete sie sich an Lioncel: „Wären die Meinigen Sieger geblieben, so hätte ich weder Euch, noch sie befreit; wir sind durch die Zahl überwältigt worden und da solltet Ihr mir Euere Rettung verdanken, damit mein Andenken Euch minder schrecklich sei. Saget mir, ehe ich sterbe, daß Ihr mir vergebet und zu Euerem Gott, den ich nicht kenne, für mich beten wollt.“

„Möchtet Ihr ihn kennen?"

„Ja, aber es ist zu spät."

„Niemals; mein Gott ist Einer im Wesen, dreifach in den Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist. Wollet Ihr an ihn glauben?"

„Ich glaube," sprach die Indianerin mit erloschener Stimme.

„Dieser Gott hat ein Sakrament eingesetzt, welches der reuigen Seele den Himmel öffnet. Ihr habt ihn unwissentlich beleidigt und . . ."

„O, ich bereue, ihn beleidigt zu haben," sprach Zamilda, die Hände faltend.

„Wollet Ihr das Sakrament empfangen, das Euere Schuld tilget und Euch den schönen Himmel, wo mein Gott wohnt, öffnet."

„Ob ich es will! . . . Eilet . . . Ich glaube an Eueren Gott; ich bitte ihn von ganzem Herzen um Verzeihung. . . . O mein Gott! . . . mein Gott! . . . Lioncel lief zum nahen Bache, schöpfte Wasser mit beiden Händen, goß es über Zamildas Stirn und sprach die Worte: „Maria, ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

„Eilige Schritte näherten sich dem klei-

nen Hügel, wo dieses vorging; bald erkennt Lioncel den Major, Wilhelm und den Pater O'Leary."

„Darf ich meinen Augen trauen!" rief er, sich diesem zu Füßen werfend. „Mein Vater, Sie hier?"

„Ja, mein Sohn," sprach der Pater, ihn in die Arme schließend, „und freue mich, Sie unverändert wiederzufinden."

„Täusche ich mich nicht," sprach der Major, einen Blick auf Zamilda werfend, „so ist diese die Dienerin meiner Nichte!"

„Herr Major, folgen wir dem göttlichen Vorbilde; er hat ihr verziehen, sie stirbt katholisch!"

„Vergebet! Gott hat mich barmherzig aufgenommen," stammelte die Indianerin.

„Ja, armes Kind," sprach der Major, ihr gutmütig die Hand reichend, „wir vergeben Dir von Herzen."

Zamilda schien nur auf diesen Ausspruch gewartet zu haben, die Hände über der Brust gekreuzt, blickte sie zum Himmel empor und gab den Geist auf.

Obwohl dem Glücke des Wiedersehens ganz hingegeben, schenkten die Gefangenen und ihre Befreier der unglücklichen Zamilda

noch einen Beweis der Teilnahme. Ein Grab wurde ihr auf der Anhöhe bereitet und Lioncel pflanzte ein Kreuz darauf.

„Rasch ging es nun dem Lager zu, welches in der vom Gebirge Abrow-Kor beherrschten Ebene notdürftig aufgeschlagen worden war. Da genossen die Freunde nach langer, schmerzlicher Trennung die süßesten, reinsten Freuden in gegenseitigem Verkehre.

Der Stamm Abrow-Kor war zerstört. In ihrer Verzweiflung gaben sie sich selbst den Tod, und nur wenige wurden gefangen nach Santa Maria abgeführt.

Der Major und seine Familie mußten mit Lioncel und dem wackeren Sergeanten nach Rama, Pater O'Leary, Wilhelm und die Indianer nach Santa Maria zurückkehren; die Trennung aber sollte nur kurz sein. Der Major hatte sein Wort gegeben, und das war ihm heilig.

XXIV. Kapitel.

Die Bekehrungen.

Vier Monate nach dem glücklichen, vorerwähnten Ereignisse sah man die Niederlassung Santa Maria in ungewöhnlichem festlichen Gewande. Die Straßen waren mit Sand überworfen, der Platz vor der Kirche prangte in Blumen und Laubwerk, im Inneren des Gotteshauses strahlte der schönste Schmuck und die Diener des Herrn fühlten Himmelsfreuden in ihrer Seele.

Ein großer Tag brach an. Durch Christi Blut erkaufte Seelen sollten in den Schoß seiner Kirche zurückkehren.

Der Major Thompson und seine Familie, Wilhelm und der wackere Ralf, welcher endlich die Religion der Feindesliebe verstanden hatte, sollten den Irrtümern des Protestantismus entsagen und sich zur katholischen Wahrheit bekennen.

Ein süßer Schauer durchströmte alle Herzen, als der Major sein Glaubensbekenntnis mit fester Stimme sprach, der alte Ralf seinen Degen zu den Füßen des Priesters legte und den Glauben an Gott

betete, Mistreß Thompson und ihre Töchter die Religion umfaßten, welche sie bisher verachtet, Wilhelm endlich, der so lange geschwankt, mit Begeisterung als Katholik zu leben und zu sterben versprach. Kein Auge blieb trocken, leises Schluchzen mischte sich in die Danksagungshymnen. Helene und Miß Pierson, welche diesen Schritt längst gethan, priesen Gottes Erbarmungen und erflehten seinen Segen für ihre Freunde.

Es wurde eine feierliche Prozession zum Bildnisse der Gottesmutter Maria auf der Anhöhe gehalten. Da wählten die neuen Katholiken in kindlichem Vertrauen die heilige Jungfrau sich zur Mutter, verbanden sich zu ihrem Dienste und gelobten, durch erhöhten Eifer das an sich selbst begangene Unrecht so langer Verkennung wieder gutzumachen. Der schöne Tag schloß mit einem herzlichen Familienmahle, das die innigste, gegenseitige Liebe würzte. Als der Major allein mit seinen Freunden war, fragte er nach den Vermählungsfeierlichkeiten, „denn," sprach er, „bei Einer Hochzeit wird es wohl nicht bleiben."

Wilhelm blickte seine Verwandte an, Helene aber schlug die Augen nieder.

„Sie sollten Lelia an den Altar begleiten, Miß Harley,“ sprach der Major.

„Ich werde ihr vielleicht vorangehen,“ lächelte Helene.

„Wie so? Erklären Sie sich.“

„Gott hat mir die Schätze seiner Barmherzigkeit eröffnet; er hat mich gesucht, als ich im Todesschatten saß, seine Vorsehung ließ mir in der Wüste das Licht seiner Wahrheit leuchten und die Größe seiner Liebe erfahren. Durch viele Hindernisse führte er mich zu sich, was kann ich zum Danke für so große Wohlthaten thun, als mich ihm ungeteilt schenken?“

„Vollenden Sie,“ sprach Wilhelm, „was wollen Sie thun?“

„Pater O'Leary hat im Sinne, eine Genossenschaft hier zu errichten, die sich mit der Erziehung armer Mädchen befassen und ihre jungen Seelen vor den Gefahren des Müßigganges bewahren soll. Miß Pierson, Oramaïka und ich wünschen, die ersten Steine dieses geistigen Baues zu werden.“

„Helene, ich soll Sie verlieren?“ seufzte Wilhelm.

„Nein, mein Freund, mich Gott überlassen.“

Der Jüngling bebte und verbarg das Gesicht in seine Hände.

„Mein Sohn!“ sprach Pater O'Leary, „Sie sagten mir heute früh, daß Sie wünschen, Gott möge ein Opfer zum Beweise Ihrer Liebe von Ihnen fordern.“

„Es ist wahr, mein Vater, aber dieses ist groß für meine Schwäche.“

„Die Gnade wird Sie stärken, sie vermag alles.“

„Helene, Ihre Verbindung mit mir war der sehnlichste Wunsch meines Herzens, da aber Gott Sie ruft, so folgen Sie ihm; auf ihn habe ich kein Recht, eifersüchtig zu sein.“

Miß Harleys anmutige Züge strahlten in reiner, seliger Freude. Sie sprach von dem Glücke ihres neuen Standes in so rührender Weise, daß alle, davon bewegt, ihr Los fast beneideten.

Acht Tage später erfolgte die Einkleidung der drei gottgeweihten Jungfrauen. Helene schien bereits mehr dem Himmel als der Erde anzugehören; Oramaïka

weinte süße Thränen, ihre demütige Haltung, ihre Geistessammlung gaben Zeugnis von den Gnadenwirkungen in ihrem Inneren. Alle lobten den allmächtigen Gott, der seine Auserwählten aus den Reihen der hervorragendsten Geister wie der Unwissenden und Kleinen beruft. Lioncel vermählte sich mit Lelia Thompson; der gute Advokat, sein Vater, siedelte sich in Santa Maria an, und gab die Hoffnung auf, aus seinem Sohne einen Helden zu machen. Auch er bekannte sich nach kurzem Aufenthalte in Santa Maria zum katholischen Glauben.

Wilhelm Harley verkaufte seinen Landsitz in Rama, zu schmerzliche Erinnerungen waren damit verknüpft.

Der gute Major hatte nur Einen Wunsch, den Sohn seines alten Freundes mit der heiteren Jenny vermählt zu sehen. Er sollte erfüllt werden. Wilhelm warb um ihre Hand und erhielt sie zur Frau. Er blieb in Santa Maria und fand in der Ausübung eines tugendhaft christlichen Lebens Glück und Frieden. Johann, der treue Diener der Familie Harley, hatte schweres Unglück erlebt. Seine Frau und Kinder

waren ihm gestorben. Er folgte Wilhelm an seinen neuen Bestimmungsort und erfuhr bald den wohlthätigen Einfluß so gesegneter Verhältnisse. Für Ralk war seine Ankunft in Santa Maria ein wahrer Genuß; beide im Kriege alt geworden, fanden in der Erinnerung an ihre Soldatenlaufbahn Ersatz für ihr gegenwärtiges, fast unthätiges Leben; die Wilden boten ihnen Stoff zu langen Unterredungen und mit neuer Heftigkeit verzieh ihnen der wackere Sergeant stets alle Streiche, die sie ihm gespielt.

Der Major Thompson und seine Schwester erreichten bei der zärtlichsten, kindlichen Pflege ein hohes, glückliches Alter.

Oramaïka übte in ihrem heiligen Stande die schönsten Tugenden. Ihre Tage waren reich an guten Werken, und als sie Gott zu sich rief, sprach sie zu dem ihr beistehenden Pater O'Leary: „Ich habe viel gelitten, ich habe den Kelch des Leidens gekostet und geleert, aber im Kreuze habe ich Gott gefunden, und den Schatz von Segnungen, der meine Seele erfreut, habe ich mit zu geringem erkauft."

In einer langen, schmerzlichen Krank-

heit verleugnete Corambos Tochter keinen Augenblick den heldenmütigen Sinn, der ihren Stamm auszeichnete, und bewahrte ihre Standhaftigkeit im Tode. Ihr alter Vater überlebte den Schmerz ihres Verlustes nur wenige Tage; er segnete seinen Sohn und sprach sterbend den teuren Namen Oramaïka.

6) **Riff und Krater** oder **die Kolonie.** Eine Geschichte aus dem stillen Weltmeere.

7) **Tanipucko, der letzte Nachkomme der Kaziken.** Eine Erzählung aus Mexiko.

8) **Kreuz und Tomahawk.** Eine Erzählung aus der Blütezeit der spanischen Missionen in Neu-Kalifornien.

9) **Die Nordpolfahrer.** Eine Erzählung aus der Eisregion.

10) **Mahtochiga,** der Häuptling der Schwarzfußindianer. Eine Erzählung aus dem Leben der Missouristämme.

11) **Der Sonnentiger.** Erzählung aus den Kriegen Chiles gegen die Aucasindianer.

12) **Zwischen den Klippen.** Eine Erzählung aus dem Seeleben.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Jugend-Bibliothek. Eine Auswahl vorzüglicher englischer und französischer Jugendschriften in deutscher Uebersetzung für Kinder religiöser Erziehung aus allen Ständen. I. Serie. 6s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Erzählungen über die 7 Tugenden**, von Agnes M. Stewart. **Demuth**, oder: Agnes Neville u. die Ausstellung. **Freigebigkeit**, oder: Der wohlthätige Kaufmann. **Keuschheit**, oder: Die barmherzige Schwester. **Sanftmuth**, oder: Emilie Herbert und das Opfer der Leidenschaft. **Mäßigkeit**, oder: E. Ashton. **Brüderliche Liebe**, oder: Die Schwestern. **Fleiß**, oder: R. Villiers und ihre träge Freundin. 2te Aufl. 60 Pf.

— — dasselbe. 7s Bdchen. Auch u. d. Titel: 1) **Verlust und Wiederfinden.** 2) **Die Wallfahrt der kleinen Anna**, oder: Der Rosenzweig. 3) **Esther**, oder: Die beiden Mütter. 2te Aufl. 40 Pf.

— — dasselbe. 8s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Erzählungen über die 8 Seligkeiten**, von Agnes M. Stewart. **Vater und Tochter. Die falsche Freundin. Die Waise. Der Sohn des Freiherrn. Barmherzigkeit**, oder: Rosa Mandeville. **Die barmherzige Schwester. Gertrud**, oder: Die Versöhnung. **Die Bekehrung.** 2te Aufl. 60 Pf.

— — dasselbe. 9s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Marie**, oder: Schloß Kahlburg. 2te Aufl. 40 Pf.

— — dasselbe. 10s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Geschichte eines Maxdor in 3 Erzählungen.** 1) **Das bewegliche Bild**, oder: Was gilt ein Maxdor. 2) **Der kleine Peter.** 3) **Die Versuchungen.** 40 Pf.

— — dasselbe. 11s u. 12s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Oramaika.** Eine indianische Erzählung. 90 Pf.

I. Serie. 1—12s Bändchen zusammen 5 M. 25 Pf.

Jugend-Bibliothek. Eine Auswahl vorzüglicher englischer und französischer Jugendschriften in deutscher Uebersetzung für Kinder religiöser Erziehung aus allen Ständen. II. Serie. 1s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Das Kind der elysäischen Felder. Reich und Arm,** oder: Lady Adele und die mürrische [illegible]ry. 60 Pf.

— — [illegible] 2s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Böse Reden,** [illegible]r: Des armen Handwerkers Töchterlein. 70 Pf.

— — dasselbe. 3s u. 4s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Willy Burk,** oder: Der Waisenknabe aus Amerika. 1 M.

— — dasselbe. 5s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Das Christfest,** oder: Gott führt die Seinen wunderbar. **Das Königthum eines Tages,** oder: Das Fest der unschuldigen Kinder. 60 Pf.

— — dasselbe. 6s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Das Auge des Gotteshauses,** oder: Agnes, das Tyrolermädchen. **Der Kinderbittgang,** oder: Der Veilchenkranz. **Der St. Niklasabend.** 75 Pf.

— — dasselbe. 7s Bdchen. Auch u. d. Titel: **O'hara Blake,** oder: Der verlorne Erbe. **Die Rosenkränze. Die beiden Freunde. Antonio.** 75 Pf.

— — dasselbe. 8s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Johanna,** oder: Die belohnte Treue. **Der Blasiussegen. Die beiden Bernharde.** 75 Pf.

— — dasselbe. 9s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Lenei. Die Frau des Färbers. Der junge Piccarde.** 40 Pf.

— — dasselbe. 10s Bdchen. Auch u. d. Titel: **Das Stücklein Zucker.** Memorare. **Die kleine Mama. Der Brief der Mutter. Julitta.** 60 Pf.

II. Serie. 1—10s Bdchen. zusammen 5 M. 25 Pf.
